

Die Zeitschrift

Nr. 15

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

Die Wittib.

Roman von Coni Mark.

(Schluß.)

Einem Abends hat die Mofi zaghaft das Fräulein 'Fephr: sie möge ihr diese wenigen Zeilen abschreiben.

wirft so wie so schon eine andre finden, wo Dir mehr Freude machen wird. Lebe wohl auf ewig von Deiner Mofi."

ein kleines Gegenzeichen ihrer Liebe und ihres Gedankens. Die Mofi sah lange und betroffen darauf nieder:



Schlüsselblumen. Nach dem Gemälde von O. Piltz.

Photographie und Verlag von Franz Hanstaengl in München.

Es sei das letzte Mal.

„Lieber Fehr!

Indem daß ich es mir gründlich überlegt hab, kann ich Dein Weib nicht werden. Du

Sie fandte den Brief am Abend weg.

In dem Augenblick, als ihn der Fehr erhalten mußte, gelangte in ihre Hände ein schöner goldener Meiß und die Bitte des Mannes um

„No, da hat der Fehr jetzt grad eine schöne Antwort auf den Ring.“

Sie hob den Schminck auf, denn sie verhoffte sich, daß der Fehr es eilig haben würde um eine nähere

Aufklärung. Und es war ein geheimer Wunsch in ihrer Seele, daß alles sich doch wieder zum Guten wenden möchte.

Stillschweigend wartete sie auf ein Zeichen, aber der Fehr blieb stumm und verschollen.

Einmal traf die Rosi auf der Straße den Freund, der gemeinsam mit ihr und dem Fehr auf dem Balle gewesen war. Er sah sie nachdenklich und sonderbar an, mochte sie aber doch nicht erkannt haben. So schenkte sie sich, ihn anzureden und den näheren über den Schweigenden zu befragen.

* * *

Um die Osterzeit des nächsten Jahres möchte es sein, da erhielt die Rosi einen schwarzgeränderten Zettel, darin mit den üblichen Worten das Hinscheiden des Sohnes nach einem langen, hoffnungslosen Leiden vom Vater mitgeteilt ward.

Die Rosi las nur den Namen „Josef Fehr“ und es packte sie an wie eine eifrige Niesenfaust, daß sie erblickte und ihre Füsse wankten vor ungeheuren Schrecken.

Wenige Tage später langte ein Brief an von daheim. Recht traurig und ergreifend hatte ihn ihr Vater geschrieben.

Nach einer üblichen Einleitung las die Rosi:

„Indem, daß Du den Parteizettel wirst bekommen haben, weißt Du schon die traurigste Neuigkeit von Deinem Heimatdorfe. Es hat ihn ein jeder lieb haben tun, weil er, was der Fehr war, ein richtiger, braver Mann und ebenso Sohn ist gewesen und ist so schnell bei ihm eingetreten.

Deine Mutter und ich haben gern einen Mann mit euch beiden, was halt Du bist und der Fehr war, gemacht und wär kein schlechter gewesen. Und muß auch in Fehr sein Willens gewesen sein, denn der selbige Vater, bei wo er auch gestorben, ist vor ein paar Täg gleich nach der Beerdigung zu uns gekommen, mit vielem Weinen von die alten Augen hat er uns die letzten Größ von seinem Josef zu Dir aufgetragen und viel erzählt von ihm und seiner Krankheit. Und hats nicht wollen glauben, bis im letzten Augenblick, daß er von seiner Mutter hat geerbt, daß er muß sterben in die jungen Jahr. War halt der Dienst für ihn zu schwer und hat er schon von Kind auf immer noch zum Studieren ghabt und Sinnieren und ist auf die Best noch eine große Kränkung über ihm gekommen, was ihn ganz niedergeschlagen hat und eine Verkühlung dazu. Hat aber keinen Menschen von seinem Kummer etwas eingestanden und für sich bis ins Grab getragen.

Ein rechter Friede seinem Andenken!

Tut uns leid!

Auch für Dich!

Von Deinen betrübten treuen Eltern.“

Nach dem letzten Worte, das sie gelesen hatte, geschah der Rosi, was ihr ihres Gedankens im Leben noch nicht passiert war. Sie legte den Kopf auf die Arme und heulte bitterlich und erbärmlich wie ein kleines Kind und konnte sich nicht fassen. Ihre Frau, die das hörte, kam eiligst herbei. Auf ihre besorgten Fragen deutete die Weinende nur auf den Brief und, nachdem die Teilnehmende des Inhalts sich kundig gemacht, flossen auch ihr die Tränen.

Sie umschlang die Magd und sprach ihr mit tröstlichen Worten zu.

Aber die Rosi wischte umsonst mit dem Schürzenzipfel die Augen und schluchzte:

„Weil — daß — man — aber — auch — nit — gar — so — dumm — sein — sollt. als — man — ist, meiner — Seel — und wahrhaftigen Gott!! Jetzt is er tot! — O du unser Herrgott im Himmel!“

* * *

Den Parteizettel legte sie in ihr Betbuch hinein und denselben Abend noch mühte sie sich, mit ihren tränengeschwellenen Augen das Gebet für einen Verstorbenen zu lesen, damit sie es bei der Frühmesse am nächsten Morgen dem lieben Herrgott recht fließend und inbrünstig möchte vortragen können zum Heile des seligen Fehr.

Dieses gelang ihr wohl, aber ihre Seele flüchtete sich doch nicht frei und erleichtert. Die bittere Kränkung des Verstorbenen machte ihr das Gewissen unruhig, so daß sie des Nachts sich auf dem Lager wälzte und oft dem Morgen entgegenwachte. Sonst hatte sie nie solche Zustände gehabt und, wo sie mehr mit sich war, hatte eine Belächte ihr das Innere schon wieder ins Gleichgewicht gebracht. Diesmal aber fiel ihr das Geständnis schwer und sie wagte nicht, wie sie es eigentlich dem Belächter klar und deutlich darlegen sollte.

Endlich faßte sie sich aber doch ein Herz und griff zu diesem letzten Mittel. Der Geistliche, nachdem er ihr Bekenntnis vernommen hatte, redete ihr mit salbungsvollen Worten zu und sprach sie frei von jeder menschlichen Schuld. Und er redete viel von der weisen Erlösung des Herrn und seinen wunderbaren Wegen. Aber je mehr Worte er machte, desto weniger hörte die Rosi ihm zu. Sie war sich nur des einen bewußt, daß der Mann Gottes ihr die Ruhe nicht geben konnte, deren sie bedurfte, und als er nicht aufhörte, sich im salbungsvollsten Tone zu ergehen, da wurde sie zornig im Herzen und murmelte:

„Na, bei dir war ich heut das letzte Mal belächten!“

Unfrendig ging sie aus dem Gotteshause und unfroh in das weitere Leben hinein.

Ein schwarzer Schatten schritt neben ihr hin bei allem Tum und Treiben. Die Kirche bot ihr keine Erhebung, die Fremdbinnen keine Zerstreuung, diese erfüllten sie nur mit Abscheu und Ueberdruß an ihrem Wesen. Da saß sie am Sonntag Nachmittag lieber auf der großen Strohkiste beim Herde und saß oder schlief sich ein, was sie in der unruhigen Nacht verfannt hatte.

* * *

Fräulein 'sephie hatte sich verlobt, die junge Frau wohnte nun in der Stadt und kam fast jeden zweiten Tag. Die Rosi aber war so ernst, ja verbrießlich, daß die beiden sich ihrer Lieber nicht kümmerten.

Nur das Schulfräulein ging um sie mit selbstsamem Respekt herum. Dem Kinde war das traurige Ende des Fehr zu Ohren gekommen und hatte es wunderbar berührt und ergriffen.

Da geschah es, daß eine Aenderung im Haushalte eintrat. Die Söhne zogen aus dem Hause, die Tochter hielt Hochzeit; die Eheleute wollten den Haushalt einschränken und verließen mit der Jüngsten die Stadt.

Da dieses gegen Ende des Sommers vor sich gehen sollte, so wollte die Rosi bleiben, bis alle Angelegenheiten geordnet wären. Dann würde sie heimfahren zu den Eltern und bis in den Herbst dort bleiben.

Was sie diesmal vorbereitete, war minder bunt und freudig, als es vor zwei Jahren gewesen: ein schwarzes Kleid und einen schwarzen Spizenshawl um den Kopf. Sie hatte es der Herrin erklärt: „Das kann ich immer brauchen und muß es nicht verkaufen!“

Und am Vorabend ihrer Fahrt tat sie etwas recht Ungehenerliches. Sie bestellte einen Niesenkranz mit flamme rotten Schleifen:

„Deine Rosi — in Ewigkeit, Amen!“

Den ließ sie sorgsam einhüllen und nach einem bewegten Abschied von denen, die ihr acht Jahre des Lebens wie Eltern und Genossen gewesen waren, fuhr sie mit ihrem Schake heim.

* * *

Ehe sie nach dem Elternhause sich wandte, schritt die Rosi dem Friedhofe zu, der um das Bergkirchlein sich ausbreitete und suchte und fand das Grab des Fehr. Den Kranz legte sie darüber und die Schleifen breitete sie auseinander, daß die Inschrift wie ein offenes Bekenntnis vor dem Himmel und den Menschen sich ausnahm. Dann griff sie in die Tasche, zog das Ringlein hervor und schob es an den Finger:

„So! — Gut paßt! Darfst es abgemessen haben! — Jetzt bleibts oben, bis i stirb!“

Dann betete sie drei Vaterunser und machte andächtig drei Kreuze über den Hügel.

„So und jetzt bist wieder gut und i tu Dich nimmer kränken. Amen!“

Langsam und feierlich, mit Ruhe und einer neuen Würde im Herzen, verließ sie die Stätte.

Der Weg zum Elternhause, so ganz einsam und still, schien ihr wie eine heilige Andacht. Sie blieb des Bfteren stehen und strich über Salme und Gräser und fragte sich:

„Ob er jetzt weiß, der Fehr, daß ich seine Witwe bin?“

Und freute sich so darüber im Herzen, daß es ihm wohl recht sein mußte, und lächelte verschämt vor sich hin.

Und nun trat sie in die Stube der Eltern.

„So, da bin ich — ich bleib alt lang — nur ein paar Täg!“

Sie besuchte den Hefenhofbauern, der sie mit der kindisch-närrischen Freude des Alters empfing:

„Der Josef! — ja, ja — der Josef!! Und die Rosi — ha, ha — die Rosi!! Na, ja! Was viel von ihr gredt in die letzten Augenblick und immer schreiben wollen und immer schreiben — halt ja!! — Das freut mi aber schon, daß Me auch eine Trauer habts um ihm — schwarz — schwarz! — Is eine traurige Jarb! — Aber er war auch — o — er war auch, der Josef!! —“

Auch daheim sprachen sie viel von ihm und die Rosi hörte gerne zu.

Als der spätere Herbst die langen Abende brachte, da fuhr die Rosi wieder nach der Stadt. Sie nahm auch einen Posten, aber das Dienen machte ihr keine Freude mehr. Es stand ihrem neuen Wesen nicht an; die Leute waren ihr fremd und kannten nicht sie und ihre Geschichte.

Da griff sie herzhaft zu, als eine bekannte Frau einen kleinen Standladen zum Kaufe anbot. Von ihren vielen Scheinen blieben immer noch welche im Buchdeckel und über die Rosi war mit dem neuen Stande auch der Wagenut gekommen. Sie hielt sich eifrig dazu und, wie sie also sich mühte und mit ihrer Person keine Ansprüche machte, lobte ihr das Gelingen und die Scheine bekamen neue Gesellen. Nicht so regelmäßig und nicht so blank, aber darum nicht minderwertige.

Weiter ging ihr Streben nicht. Wenn manchmal die junge Frau 'sephie sie vermehrte: „Hörrens, Rosi, Sie sind aber noch immer so dumm? Nichts sich gönnen und immer sparen! Was habens denn davon?“ Dann sagte die Rosi ganz gelassen: „Ob ich jetzt dumm bin oder gschick — leben tu ich doch und kaufen könnt ich mir, was ich wollt! Tu aber nie brauchen für mich, so ein einzelne Person. No und nacher sollens ihnen raufen uns Geld! Wegen meiner!“

* * *

Das Geschäft ging gut.

Nur mit den Kindern, die eine starke Knabschaft desselben bildeten, mochte sich die Rosi nicht vertragen. Kam eins, so sah sie es streng an und schalt:

„Wißts Ihr nig anderes, als Euer Geld ver-naschen? Schämten sollts Euch! Tut's lieber sparen! Das weiß ich, was unsere Kinder gewesen wären, die hätten mir nit alleweil in das Geschäft hüpfen laufen.“

Die Mädchen ließen sich einschüchtern und gingen eine Zeitlang anderswohin um ihren Bedarf; die Buben aber hatten für ihr Geld noch eine Gaudi — da mehrte sich ihre Zahl. —



Fabel.

Ein Knabe hörte eine Glocke lieblich tönen. Entzückt über ihren Klang, nahm er sie von der Schwär, umfaßte sie kindisch mit beiden Händen und versuchte, den vorigen Ton ihr zu entlocken.

Bergebens, ein mattes Geklapper war alles, was er hörte.

Verächtlich warf er sie in einen Winkel.

„Totes Metall!“ rief er.

„Sei nicht ungerecht!“ versetzte die Glocke. „Ich töne lieblich, doch frei muß ich schweben in freier Luft; wie die rauhe Körperwelt mich berührt, verstumme ich!“

Weine, Genie, daß niemand diese Lehre begreifen will! —

Assyrisch-babylonische Ausgrabungen.

Von St. Herz.

Die Schatzgräber vergangener Zeiten, die mit oder ohne Hilfe des Teufels die Eingeweide der Erde nach verborgenen Schätzen durchwühlten, hatten mit den Alchimisten, den phantastischen Vorläufern der wissenschaftlichen Chemie das gemein, daß sie auf richtiger Spur einem Phantom nachjagten. Vergrabene Schätze birgt die Erde allerdings in Hülle und Fülle, Schätze für die Wissenschaft; Nester ausgestorbener Pflanzen und Tiere und Spuren aus der Urzeit des Menschengeschlechts, welche die Entwicklung der Lebewesen auf unserer Erde immer mehr aufhellen; aber auch Schätze genug aus der historischen Zeit, die unsere Geschichtskennntnis allgemein erweitern und bereichern. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts begann sich die Schatzgräberlei letzterer Art zu entwickeln, die „Wissenschaft des Spatens“, welche die in barbarischen Epochen verschütteten, aber eben dadurch vor gänzlicher Zerstörung bewahrten Leberbleibel verfloßener Geschichtsperioden heraufholte und bloßlegte und damit ungeahnte Aufschlüsse gewinnen ließ über die Kultur von Ländern und Zeiten, die bis dahin dichter Nebel deckte, und höchst wertvolle Kunstwerke zu Tage förderte.

Zwar wurde schon anfangs des sechzehnten Jahrhunderts in Italien mit solchen Ausgrabungen begonnen, als bedeutende Funde, wie die Laocoongruppe und der Apollo von Belvedere, weitere Kunstschätze aus dem römischen Altertum vermitten ließen. Besonders wurden solche vom Papst Leo X. unter der Leitung des berühmten Malers Raffael veranstaltet, mit dessen frühzeitigem Tod sie aber wieder vernachlässigt wurden. Die Periode gründlicher und planmäßiger Ausgrabungen datiert erst seit der Entdeckung der verschütteten Stadt Pompeji am Fuße des Vesuv. Hand in Hand mit der Entwicklung der Archäologie und Kunstgeschichte wurden nun die Ausgrabungen immer mehr systematisch und in großem Maßstab auch außerhalb Italiens betrieben: in Griechenland, in Ägypten, im Orient, und in slavischen Ländern.

Ganz besonders reiche Ausbeute lieferten die Ausgrabungen in den Gebieten der alten Zweistromländer Assyrien und Babylon. Franzosen und Engländer haben dort damit begonnen und neuerdings hat man sich auch von amerikanischer und deutscher Seite kräftig daran beteiligt, die „Deutsche Orientgesellschaft“ namentlich hat bereits den Ruinestädten Babylons reiche Schätze abgewonnen und noch weit reichere stehen von ihrer Tätigkeit in Aussicht. Welch ein ganz anderes Bild von diesen untergegangenen Zweistromländern Zentralasiens besitzen wir heute, als noch vor etwa einem Jahrhundert! Ein breiter und tiefer Abstand schied sie zu trennen von den Kulturländern der alten Welt, nicht allein von dem gepriesenen Land der Hellenen, sondern auch von Ägypten, und wenn auch alte griechische Schriftsteller allerlei Wunderbares namentlich über ihre Bauten zu berichten wissen, so waren dagegen die vom Nationalhaß tiefenden Hornesorakel der Propheten dazu angetan, höchst geringfügige Meinungen über die dort herrschende Barbarei zu erwecken. Doch schon die ersten Entzifferungen der Keilschrift (durch den hannoverschen Gymnasiallehrer G. F. Grotefend im Jahre 1802) erweckte andere Vorstellungen über Zustände, Gesetze und Sitten, und je weiter die Ausgrabungen und Entzifferungen gediehen, in desto hellerem Lichte erschienen dieselben, so daß wir nunmehr berechtigt sind, in Babylon und Assyrien uralte Kulturreiche zu erblicken.

Das entspricht denn auch den wirtschaftlichen Verhältnissen dieser Länder. Weder allzu große Sterilität und widriges Klima, noch die erschöpfende Hitze der Tropen ist einer höheren Kultur günstig, sondern eine Natur, die dem menschlichen Fleiß sich dankbar erweist und durch üppige Fruchtbarkeit ihm lohnt.

Von den Niederschlägen, in den nördlichen Gebirgen ist heute noch Babyloniens Wohlergehen

abhängig. Sie führen den Zuflussströmen Euphrat und Tigris nicht nur überreiche Wassermengen zu, so daß fast das ganze Land übersintet wird, sondern bringen aus dem Gebirge auch fruchtbares Erdreich mit sich, das sich in der Ebene nieder schlägt. Ist das Wasser verlaufen, so entwickelt der Boden eine ungemein üppige Vegetation. So bildete das Land eine unerschöpfliche Kornammer und einen Palmenwald zugleich. Weizen und Gerste gewährten einen 200-, ja 300fältigen Ertrag. Datteln, Sesam, Hülsenfrüchte, Äpfel und andere Obstarten geblieben in Fülle.

Um nun aber die Niederlassungen und Pflanzungen vor den Hochfluten der beiden Ströme zu schützen, sahen sich schon die ältesten Ansiedler zur Erbauung von Dämmen und Kanälen (neben künstlich angelegten Seen zur Bewahrung der Wassermassen) genötigt. Ein dichtes Netz größter und kleiner Kanäle teilte das Hochwasser und bewässerte aufs reichlichste die von der Ueberschwemmung unberührten Landestelle. Noch jetzt sind zahlreiche, freilich längst ausgetrocknete und versandete Kanäle deutlich erkennbar. Zugleich aber dienten diese Kanäle als Ersatz der Landstraßen; mannigfaltige Fahrzeuge vermittelten Handel und Verkehr von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Babylonien war das Holland des Altertums, schreibt Professor Friedrich Delitzsch. („Im Lande des einstigen Paradieses.“ Ein Vortrag. Stuttgart 1903.) Dichtbevölkerte, besetzte Städte, dazu Dörfer und Weiler ohne Zahl bedeckten das Land, während sorgfältig abgegrenzte Ackerfelder und schattige Palmenhaine mit weitgedehnten Wiesenstrecken wechselten, auf denen große Herden von Rindern und Kleinvieh weideten.

Den Garten der alten Welt hat man Babylonien auch schon genannt. Welch einen traurigen Kontrast dazu bildet das heutige Babylon: eine trostlose Wüste, hier eine Sand-, dort eine Wasserwüste oder ein Sumpf. Sogar die beiden Hauptlebensadern sind durch irrationelle Wasserentziehung unterbrochen. Der Euphrat ist im Sommer auf weite Strecken ein armseliges Bächlein, und die englischen und türkischen Dampfer, die auf dem Tigris verkehren, fahren häufig auf dem feichten Grund auf. Sandstürme aus der Wüste fegen ungezügelt über die Ebene, die zumeist mit stacheligen und harten Wüstenkräutern bestanden ist, der kümmerlichen Weide der Schafe und Ziegen, deren Wolle sogar minderwertig ist. Das einst so reich bevölkerte Land ist jetzt entvölkert, überaus hart ist der Kampf ums tägliche Brot: allenthalben Armut und Entbehrung, Mauth und Fehde und Krankheiten aller Art, besonders Fieber.

Als ein Land verglimmenden Lebens bezeichnet Delitzsch das heutige Babylon und vergleicht es treffend einem bleichen, abgehärmten Aulitz, über welches zwei Tränenströme fließen. Daß aber nicht das Land selbst die Schuld daran trägt, das noch immer seine unverwundliche Fruchtbarkeit bewahrt, bezengen die musterhaft bewirtschafteten kaiserlichen Domänen und die Gärten vereinzelter Großgrundbesitzer. Delitzsch glaubt die osmanische Regierung gegen den Vorwurf, diese Verkommenheit verschuldet zu haben, mit der Konstatierung in Schutz nehmen zu sollen, daß der Verfall schon Jahrhunderte vor der türkischen Herrschaft begonnen hat.

Die älteste Geschichte Babyloniens wird nach den bisher erforschten Keilschriftquellen in zwei große Perioden zerlegt, in die Zeit vor und nach dem neuerdings vielgenannten König und Gesetzgeber Hammurabi (zirka 2250 v. Chr.). Von zirka 1480 ab begann Babylonien mit dem inzwischen zur Selbständigkeit erstarkten Assyrien in politische Beziehungen zu treten, bald friedlicher, bald kriegerischer Natur. Assyrien im weiteren, späteren Sinne hieß das obere Mesopotamien, am Mittellauf der zwei Ströme, mit dem Schwerpunkt am Tigris, an dem auch die berühmteste seiner Hauptstädte Ninive gelegen. Die Assyrer waren babylonische Kolonisten, ihre Sprache war die gleiche wie die babylonische, ihre Schrift, gleichfalls Keilschrift, ging aus der babylonischen hervor, ihre Religion unterscheidet sich von der babylonischen hauptsächlich durch den obersten Gott Assur statt des babylonischen Bel. Auch die

Künste und Wissenschaften (Astronomie) bekunden die Abhängigkeit vom Mutterland, doch haben die Assyrer in mancher Beziehung ihre babylonischen Lehrmeister weit überholt und sind ihrerseits zu Lehrmeistern der vorderasiatischen und der europäischen Welt geworden.

Die Geschichte Assuriens und Babylons verwickelt sich mehr und mehr miteinander seit etwa 900 v. Chr., die Assyrer mischten sich immer dreister in die babylonischen Angelegenheiten, bis sie schließlich Babylonien ganz in Abhängigkeit von sich brachten und zuletzt die babylonische Krone mit der assyrischen vereinigt ward.

Doch infolge der Zuwanderung der Chaldäer, ihrer Stammesgenossen, entstand das neubabylonische Reich, das unter dem blühtischen Nebukadnezar im Zenith seiner Macht stand, aber bald eine Wende der Perser wurde und nun zu einer persischen Satrapie herabsank. Demgemäß bezeichnet man mit Assyriologie die Erforschung der Sprache und Schrift, Geschichte und Altertümer beider Reiche.

Die Entwicklung der Keilschrift in den Zweistromländern hängt eng zusammen mit der Bodenbeschaffenheit. Alle Schrift, sagt L. v. Sybel („Weltgeschichte der Kunst“), ist ursprünglich Bildschrift. Abbilder der Dinge werden auf Holzstückchen oder Vorle eingegrift, in eckigen, sperrigen Umrissen, die sich aus lauter kurzen, geraden Strichen zusammensetzen. Man kann diese Strichschrift den geometrischen Stil der Bildschrift nennen. Aber die Vorle machte der Tontafel Platz in dem baum- und steinarmen Lande, dessen plattische Erde ein unerschöpfliches Lager bildete. Die Zeichen wurden nicht mehr eingegrift, sondern in die noch weiche Tafel eingedrückt und hernach durch Brennen des Täfelchens fixiert, womit der Uebergang der Strich- in die Keilschrift gegeben war.

Der Reichtum an dem blühtamen Material, Ton und Lehm, bedingte auch die monumentale Architektur, die der Ziegelbau charakterisiert. Die Ziegel wurden teils nur an Luft und Sonne getrocknet (Luftziegel), teils gebrannt (Backziegel), als Bindemittel diente der heimische Kesselschlamm. Im Gegensatz zum Zelt- und Holzbau, den Anfängen der Baukunst, ist hier Mahnen und Füllung, „Skelett und Fleisch“, ineinander geschmolzen in das homogene Massiv der Ziegelmauer. Zum Hochbau aber kommt der Wandputz, gleichsam das Kleid, das zum Schmuck, was besonders beim Luftziegel nötig, sowie zum Schmuck dient. Er bestand aus allerlei Stoff: Holzverschalung, Metallblech, Backstein, Mosaik aus Terrakotta, Tonfliesen in Blau, Rot, Gelb, Weiß oder Schwarz, auch glasiert, Kalkputz und Gypsputz, der dann bemalt wurde; auch aus polierten, mit Kupfernägel befestigten Steinplatten, mitunter mit Skulpturen versehen. Der Säulenbau war nicht unbekannt, blieb jedoch in den Anfängen stehen. Ueber pythilartiger Basis erhoben sich die Säulen kurzstämmig, mit ziemlich starker Verjüngung, und trugen Künste verschiedener Art: feldförmige, abgeflachte Würfel mit einem Ornament nach Pflanzenformen, oder auch ein Volutenkapitäl. Eigentümlich ist ein von einem Löwen getragener Säulenfuß, eine später in der romanischen Kunst wieder auftauchende Kombination.

Mit dem unsoliden Material konnte man nicht wohl wagen, mehrere Stockwerke anders als terrassenförmig aufeinander zu setzen. Ein mit Gartenanlagen gekrönter Stufenbau waren ohne Zweifel auch die berühmten „hängenden Gärten der Semiramis“.

Als Portalstützen dienten kolossale Mammtiere: Löwenkörper mit Flügeln, Stierklauen und dem Kopf eines bärtigen, mit der priesterlichen Mitra bekleideten Mannes, Haare, Hörner, Flügel nicht naturalistisch, sondern streng stilisiert. Im übrigen zeigen Menschen und Tiere auch auf den Reliefdarstellungen (deren Gegenstand feierliche Handlungen, Jagden, Schlachten, Belagerungen usw., daneben auch Pflanzenmotive und Teppichmuster sind) einen hohen Grad von Naturnatürlichkeit, die Verhältnisse sind meist richtig, Muskeln, Rippen, Adern mit Schärfe, oft übertrieben, herausgebildet. Dagegen

verstanden die Bildner noch nicht, den menschlichen Fuß in der vertikalen Vorderansicht darzustellen, sondern gaben den ganz nach vorn geschobenen Gestalten zwei Füße in gleicher Profilstellung. (V. Bucher, Kunstgeschichte.)

Tempel scheinen, nach Sybel, integrierende Bestandteile der Königspaläste gewesen zu sein. Ein solcher stand auf einem künstlichen Ziegelberg. Auf eigener, als Basis dienender Plattform baute sich der massive Turm auf. Jede Königsstadt besaß einen solchen Turmtempel, wie Babylon den Welttempel. Um Turmtempel, Palast und Stadt zogen sich die vierseitigen Stadtmauern, mächtige Zehnziegelbauten mit Backsteinmantel.

Eine der Hauptfundstätten assyrisch-babylonischer Altertümer ist das viele Stunden umfassende Schuttfeld bei Mosul am Tigris mit den beiden Minenhügeln Kufundschiit und Nebi Yunus (d. h. der Prophet Jonas, nach einer demselben dort errichteten Moschee), wo der Resident der ostindischen Kompagnie in Bagdad 1820 das alte Ninive mit Sicherheit wieder entdeckt hat. Von dem französischen Konsul G. Botta und dem französischen Architekten V. Place wurde in folgenden Jahrzehnten die Sargonstadt — Trümmerhügel Chorsabad — ausgegraben. Den Engländern Layard, Rassam und G. Smith ist die Aufindung der Paläste Assurnazirpals Salmanassars II., Assarhaddons u. a. in Minrub (Kalach), sowie des Südpalastes Sanheribs und des Nordpalastes Assurbanpals, in Kufundschiit (Ninive) zu verdanken. Eine Fülle von Keilschriften und Skulpturen, Statuen, Böwen- und Tierkolossen, Vasen, Waffen, Geräten aus Kupfer, Elfenbein, Marmor, Marmor, Marmor, Glas zc. belohnte die Mühen der Ausgrabungen, die noch immer fortgesetzt werden.

Die zweite Hauptfundstelle liegt in der Wüste bei dem heutigen Hillah am Ufer des Euphrat, südlich von Bagdad. Hier befinden sich die Trümmer der alten babylonischen Hauptstadt, die in der Bibel Babel, in der Keilschrift Bab-llu, „Pforte Gottes,“ heißt. Diesen Namen trägt noch jetzt der nördlichste von den vier mächtigsten Schutthügeln der Ruinenstätte.

Die neuesten und hochinteressanten Forschungsergebnisse, speziell der babylonischen Archäologie, sind der Deutschen Orientgesellschaft unter Delitsch und Dr. Kolbweys Leitung zu verdanken. Vor allem ist es gelungen, die Topographie Babylons festzustellen und die fabelhaften Angaben des Griechen Herodot zu berichtigen, wonach z. B. die Stadt einen Umfang von 90 km gehabt, also einen Raum bedeckt habe, auf welchem London und Paris nebeneinander Platz hätten! Nach diesem Historikerlatein ist sogar noch der Plan von Julius Oppert von der französischen Expedition (1851 bis 1854) gearbeitet. Jetzt weiß man bestimmt — wir folgen hier und im weiteren der Mitteilung von Delitsch — daß der Umfang der babylonischen Hauptstadt nur 15 km betrug, dieselbe also ungefähr so groß war wie München oder Dresden — für eine orientalische Stadt immer noch ein ansehnlicher Umfang, zumal sich ihr noch Vorstädte mit ausgedehnten Pflanzungen anschlossen. Von den erwähnten Schutthügeln bezeichnet der Hügel Kasr die Königspaläste Nabopolassars und seines Sohnes Nebukadnezar; der Hügel Anran ibn Ali entspricht der Lage des großen babylonischen Nationalheiligtums, des Marbuttempels. (Marbut war eine babylonische Gottheit, der Name ist identisch mit Marbechai im Buche Esther.) Nur diese Gebäude waren ursprünglich durch gewaltige Mauern befestigt, die aber

keineswegs von der Dicke der Front eines zehn- bis zwölffußigen Hauses und entsprechender Höhe waren, wie früher aufgeschnitten resp. gefabelt wurde. Erst später wurden auch die Wohnungen des Volkes, die sich zu Füßen der Palast- und Tempelstadt hinzogen, durch eine innere und im Verlaufe, mit der Vergrößerung der Stadt, auch durch eine äußere Mauer geschützt, welche letztere den Trümmerhügel Babil, vermutlich gleichfalls die Stätte eines Nebukadnezarpalastes, mit umschloß. Von den beiden Palästen, die der Hügel Kasr in seinem südlichen Teile birgt, harret noch der erstgenannte, der Palast Nabopolassars, der Ausgrabung, während von dem anderen, dem älteren

noch noch die Worte „Ishtar“ erkennbar waren. Bis hinab zum Grundwasser wurde gegraben und die aus dem Erdinnern emporsteigende, von oben bis unten mit einfach reflektierten Stieren und Drachen verzierten Mauern bloßgelegt, bezugnehmend die Türe rechts und links vom Toreingang, und endlich die ganze große Prachtvor von Babylon, durch welches die Prozessionsstraße lief, mit seinem Hauptdurchgang seinen Innengemächern und Nebengebäuden, die ebenfalls entdeckte große babylonische Toranlage. Der Tempel von Babylon erhielt ferner durch die in den obersten Schichten zu Tausenden gesammelten, farbig glasierten Reliefziegelbrocken zwei Kameras, den Stier und den Drachen von Babel.

Von einer auf merkwürdige Weise gemachten Entdeckung berichtet Delitsch gleichfalls:

„Unsere Archäologen haben eine interessante Beobachtung gemacht, daß bei einem bestimmten Feuchtigkeitsgrad sich die aus Zehnziegeln bestehende Gebäudemauern auf der glattgewebten Oberfläche durch hellere oder dunklere Schattierungen abheben; und auf jenen Minenhügeln lagen die Verhältnisse so günstig, daß der unter ihm begrabene Tempel wie ein leise getuschelter Grundriß in Naturgröße auf dem glatten Boden sichtbar wurde und nur gemessen zu werden brauchte. Und so haben die „Nebulstrahlen“ des Scharfblicks dieses Archäologen (Andrae) eine Tempel an das Licht gebracht, der noch unter der Erde begraben liegt. Wir sehen den gewaltigen Hof, von dem man durch einen Torbau zu dem Heiligtum gelangte, sehen die Halle mit ihrer Mische und die beiden Säulen der Mischenwand, ferner einen kleinen Hügel, der vielleicht den einstigen Brandopferaltar darstellte, und viele andere Tempelgemächer.“

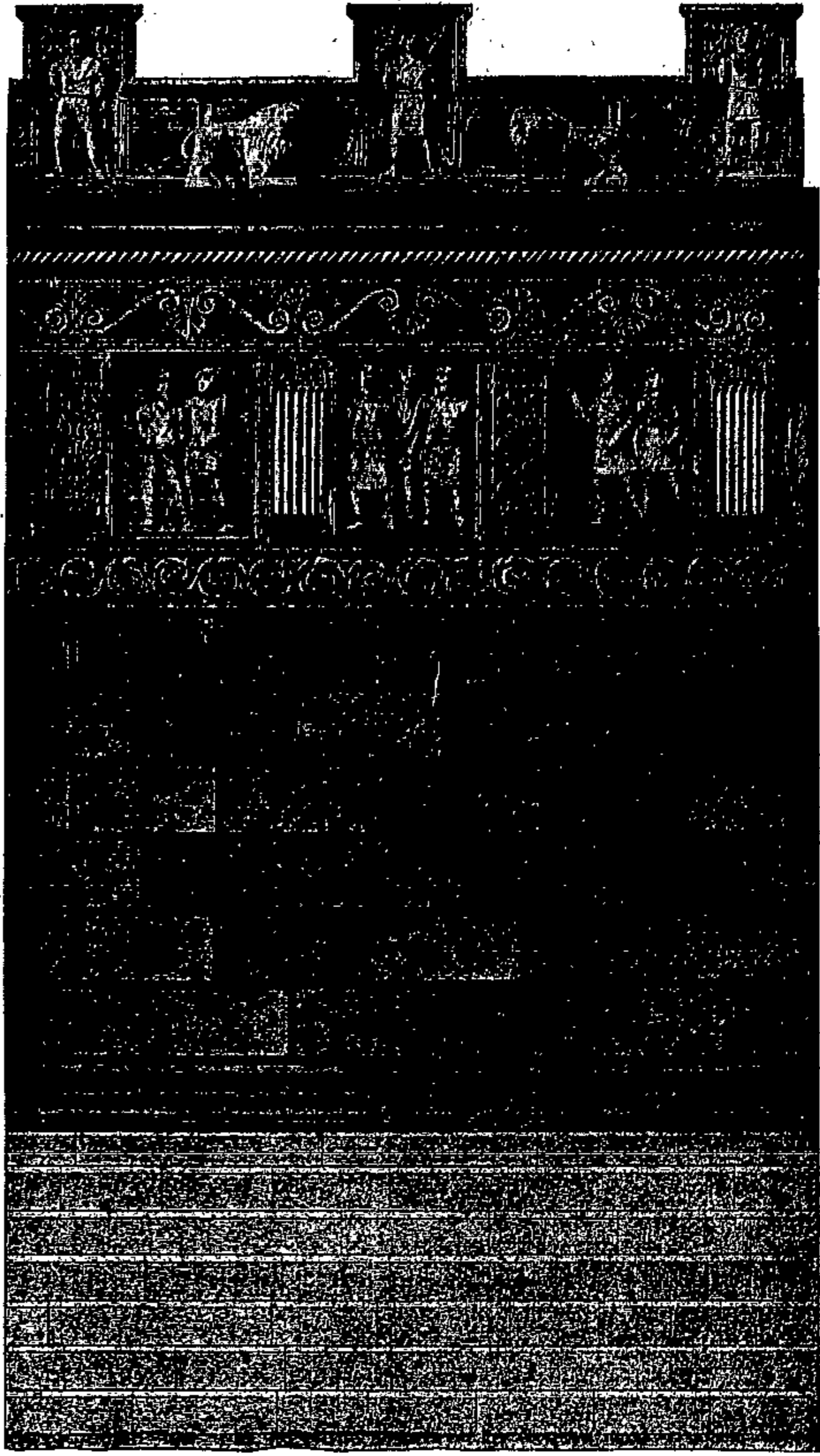
So bedeutend aber die bisherigen Funde auch sind, noch viel bedeutender stehen zu erwarten, ganz besonders zur Aufhellung der alten politischen Geschichte durch Schriftdenkmäler. Schon jetzt ist der alte Herodot auch auf diesen Gebiete desavouiert worden. So wurde vor einigen Jahren ein Tonfäßchen (baril) mit der Proklamation des Königs Cyrus an die Babylonier gefunden, das im Verein mit den Annalen der Vespriesterschaft die schöne Sage von der Ableitung des Euphrat durch dessen trockenes Bett die persische Krieger schritten, die dann durch die eisernen Pforten am Ufer ins Innere der Stadt gelangten, ins Reich freie Erfindung verweist.

Es steht jetzt im allgemeinen fest, daß das persische Heer ohne Kampf um Schlacht in Babylon einzog, indem die Stadt durch Verrat der Bewohner, die mit den Persern fraternisierten, übergeben wurde.

Auf dem eigentlichen Stadtgebiet von Babylon sind bislang nur erst vier Gräben gezogen (was sich bereits durch Gewinnung Hunderte von Tonfäßchen gelohnt hat) und noch ein sehr weites Areal unberührt.

* * *

Wie viel Zeit und Mühen noch aufzuwenden sind, und mit welcher Geduld die Forscher gewappnet sein müssen, mag man daran ersehen, daß die Ruinen des gedachten Marbuttempels 23 Meter tief unter der Oberfläche des Hügel begraben liegen, somit eine Schutthöhe weggeräumt werden muß, die etwa sechs Stagen eines gewöhnlichen Hauses entspricht.



Der zylindrische Unterbau. Von Adam Rüstl.

Palaste Nebukadnezars, eine große Reihe von Gemächern bereits bloßgelegt ist; unter ihnen der mächtige, 18:52 m große Thronsaal, in dessen Südwand noch die Thronische erkennbar, während an seiner dem Hofe zugewandten Nordfassade farbenprächtige Kapitale und Ornamente aus bemalten und glasierten Ziegeln gefunden wurden. Auf dem nördlichen Teil des Hügel Kasr erhob sich auch eine Terrasse von Ziegelbruchwerk und gewaltigen Fundamentmauern, ein zweiter Palast Nebukadnezars.

Wir kennen jetzt weiter die Prozessionsstraße des Gottes Marbut mit den berühmten emaillierten Ziegelrelief-Darstellungen des „Böwen von Babylon“, den wir im Bilde bringen. Auch der langgesuchte Tempel G-mach, der Tempel der Göttin der Geburt, Nin-mach, ist nun gefunden. Ferner ein mächtiger Steinblock, von dessen zum Teil zerstörter Inschrift

Echt silberne

Remontoir-Uhren, garantiert gutes Werk, 8 Rubis, schönes, starkes Gehäuse, deutscher Reichstempel, 2 echte Goldbränder, Emaille, Silberblatt, Mh. 10,50. Dieselbe mit 2 echt silbernen Kapiteln, 10 Rubis Mh. 18.

Schlechte Ware führe ich nicht. Meine sämtlichen Uhren sind wirklich gut abgezogen und genau reguliert; ich gebe daher jeweils 3-jährige schriftliche Garantie. Versand gegen Nachnahme oder Postzahlung, Umtausch gestattet oder Geld sofort zurück, somit Bestellungen bei mir ohne jedes Risiko. Reich illustrierte Preisliste über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaren gratis und franko.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und Goldwaren, Goldwaren. Ein grosser Berlin 415. Neue Königstrasse 4. Reelle und wirklich billige Bezugsquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

Gute Cylinder-Uhren.
Goldrand auf 6 Steine M. 7.
Ferner Remontoir mit zwei Silberdeckeln auf 10 Steine M. 12. Gold.
Damen-Uhren auf 10 Steine M. 17.
3-jährige Garantie.
Katalog gratis und franko.
W. Davidowitz,
Berlin 154, Brückenstr. 5a.
mal prämiert mit der goldenen Medaille.

Paul Kämpfe, Spezialfabrik elektr. Artikel Berlin E. J. Josefsstr. 1.
Elektrische Uhrständer, Kravatten, nadeln, Nas., Ohren usw. Sämtlich. Installationsmaterial Elemente, Motoren usw. Illustr. Preisl. grat. u. franko. Für Händler u. Wiederverk. billig u. beste Einkaufsquelle.

Neue verbess. elektrische Taschenlampe m. Exp.-Dauer-Batterie schon von M. 1 an.

Wer Stellung sucht, verlange per Karte die „Allgemeine Vakanzenliste“, Berlin N. 39b

Mütter, nähret selbst!

Durch die künstliche Ernährung mit der Flasche gehen allein in Deutschland jährlich mehr als 300 000 Säuglinge an Verdauungskrankheiten zu Grunde. Dagegen gedeihen Brustkinder vortrefflich. Ein Mittel, welches Milch schafft und jeder Mutter das Selbststillen ermöglicht, ist das von den hervorragendsten Aerzten erprobte und empfohlene **LACTAGOL**, das in allen Apotheken und Drogerien erhältlich ist. Eine Broschüre über „Natürliche Säuglingsernährung“ versendet gratis **Vasogen-Fabrik Pearson & Co., Hamburg 76.**

OHNE Medikamente Badereise Berufsstörung

Selbstbehandl. v. Rheumatismus, Nervosität, Ischias, Gicht, Kopfschmerzen etc. Man verlange kostenl. Auskunft v. den **Biophor-Werken, Berlin H. 13 Neuenburger Strasse 9.**

Kein elektrischer Gürtel

Deutsche erstklassige Roland-Fahrräder & Motorräder auf Wunsch auf Teilzahlung Anzahlung bei Fahrrädern 20-40 Mk. Abzahlung 7-10 Mk. monatlich. Bei Barzahlung liefern Fahrräder schon von 65 Mk. an. Man verlange Katalog umsonst.

Roland-Maschinen-Gesellschaft in Köln 286.

Alles für Disponentenarbeiten, Vorlagen für Laubfäherer, Schnittherer, Holzbrand etc., sowie alle Utensilien u. Materialien hierin. In Kataloge 40 S. **Mey & Widmayer, München 130.**

Sachsen-Altenburg. **Technikum Altenburg** Maschinenbau, Elektrotechnik, Papiertechnik. Programm kostenfrei. Staatskommissar.

Umsonst ein Messer

MEIN FELD IST DIE WELT

hochfein wie Bild, 7 cm lang, mit 2 vollerten Ritzingen, als Probe meiner Stahlwaren nebst grossem Katalog erhält jeder, der mir 30 S. für Porto z. einfenbet (Wohnum. oder Briefm.) u. bei guter Bedienung nachbestellen will. **Paul Krätz, Solingen 3.** Stahlwarenfabrik u. Versandhaus.

Kluge Frau ist nur jene, welche das für jede Familie wichtigste hygienische Buch „Die Frau“ von **Frau Anna Hein, fr. Oberhebamme a. d. geburts-hilf. Klinik d. Kgl. Charité zu Berlin**, gegen 50 Pf. in Briefm. bestellt von **Frau Anna Hein, Berlin S. 100, Oranienstrasse 65.**

Buch über die Ehe mit 80 Abbild. von Dr. Retau M. 1,00. Vollständiger Ratgeber für Eheleute mit 60 Abbild. von Dr. Herzog M. 1,00. Beides Blicher zusammen M. 2,70 franko. **L. Sachtleben, Berlin 325** Melchiorstr. 31.

Geschenkt und portofrei angef. erhält. Jed. Nebenverb. suchende Arbeiter einen Gegenstand mit sein. Namen im Werte von 40 S. a. Wust. Deutsche Adresse an **Heinrich Thate in Solingen-Gr. I. S.**

VORTEILHAFTESTE BEZUGSQUELLE

4-5 A.-Clg. 100 St. M. 2,80 8,— 3,20 3,80
5-6 A.-Clg. 100 St. M. 3,40 3,00 4,— 4,20
6-7 A.-Clg. 100 St. M. 4,10 4,60 4,80 4,80
7-8 A.-Clg. 100 St. M. 5,— 5,20 5,50 5,50
10 A.-Clg. 100 St. M. 6,— 6,50 u. besser.

Garantie: Rückn. od. Tausch, dah. k. Risiko. Nachnahmensendungen ab 500 St. franko

F. C. Albrecht, Cigarren-Fabrik Kaiser Wilhelmstrasse 49 (Albrechtshof) Neueste illustrierte Preisliste gratis.

Sommersprossen beseitigt mit Garantie. Präparate pr. Wust. M. 50 Pf. Post. Wust. C. Luth, Berlin, Gartenstraße 181.

Reolsharmonika für Klärten u. n. Dächer, erlöst von selbst, M. 6, starker Ton M. 8. Illustr. Katalog. **Adolf Klinger, Reichenberg, Böhmen, Kaiserhölzel 45.**

500 Mark Belohnung! Goldene und silberne Medaille Paris 1900. Sommersprossen, Gesichtspickel, Mitesser, Finnen, Pusteln, Gesichtsröte, Nasenröte, Runzeln, Falten u. alle Hautunreinigkeiten verschwinden durch meinen **Schönheitshersteller Pohl's**. Macht Gesicht u. Hände blendend weiß, glatt, zart u. jugendschön. Garantie für Erfolg. Glanz. Dankeschreiben. M. 3,50, per Nachnahme (franko M. 4,—). **Georg Pohl, Versandhaus, Georbetha Berlin-Schöneberg, Albertstraße 13.**

Konkurrenzlos billig und gut sind meine hygien. Bedarfsartikel. Preisliste gratis. **Otto Walter, Bremen, Langenstrasse 108.** Grösstes Versandhaus hygien. Artikel.

Wir bringen eine entzückend schöne und grosse Auswahl in Herren-Anzug- und Paletötstoffen, Damenkleider- und Blusenstoffen jeder Art. Die Preise sind bekannt niedrig, die Qualitäten ganz vorzüglich, was tausende von Anerkennungsschreiben beweisen.

Verlangen Sie kostenlose Zusendung unserer Muster und Kataloge!

Direkter Bezug! Kein Kaufzwang!
Wir liefern bei Beträgen von 15 Mark an franco ins Haus:

3 m Monopol-Cheviot	für 6	M. 30
3 „ Fantasie-Anzugstoff	„ 9	„ —
3 „ Ia. Kammgarn-Cheviot	„ 12	„ 75

6 m glattes Damentuch	für 3	M. 60
6 „ Noppé-Kostümstoff	„ 5	„ 85
6 „ reinwoll. Kammgarn	„ 8	„ 30

Garantie: Umtausch oder Geld zurück.

Informations-Blatt **Olufsen** 277
Wimffmann u. Co.

Brennabor

-Räder sind nur echt und unter Garantie wenn sie am Steuerrohr nebenstehend abgebildete Schutzmarke tragen.

Ausführliche Kataloge postfrei.

Musikinstrumente für Orchester, Schule u. Haus.

Neu ersohienene Preisliste frei.

Jul. Heiner, Zimmermann, Leipzig. Geschäftsh.: St. Petersburg, Moskau, London.

6 Stück sortierte, Hirschgeweihe 6 u. 8 schädelschichte In zusammen M. 20. — Nachnahme. **Georg Fritzmann, Lichtenfels.**

Bei Magerkeit

Schöne Körperform, lipp. voll. Figur verwende man **„FIB“** (ges. uns. Kraftpulver „FIB“ (ges.) Preisgekrönt m. grosser gold. Medaille, Ehrendiplom etc. Bis 30 Pfd. Zunahme i. za. 6 Wochen. Strong reell u. garant. unschädlich, auch für Kinder. Paket M. 2 gegen Postanweisung od. Nachnahme. Nur allein echt zu beziehen v. **Wallbrecht & Co., Hygien. Institut Berlin 285, Karlsbadstr. 21.**

Billige Briefmarken Preisliste gratis. **Rudolf Keil, Gablonz a. N., Austria.**

Garantie für Güte. Preisliste frei. **Wilhelm Herwig in Markneukirchen I. S.** Welches Instrument gekauft werden soll, bitte anzugeben.

Hygienische Bedarfsartikel. Neuester Katalog mit Empfehl. vieler Aerzte und Profess. gratis und franko. **K. Unger, Berlin N., Friedrichstr. 131c.**

Vorteilhafteste Bezugsquelle von Musik-Instrument. Jeder Art Katalog frei

Wilhelm Paulus Markneukirchen No. 112.

Patente etc. besorgt u. verwertet

Carl Scheinberger Hamburg, Gr. Burstah 26.
Den Lesern d. Zeitung Auskünfte kostenlos.

Grösstes Spezialgeschäft —
Versandhaus — **Hygienischer Artikel.** **DRESDEN 58** Amalienstrasse 28. Preisliste gratis.

Probieren Sie bitte meinen **Kaffee 80**

Hamburger Mischung, sehr beliebt, Mischung von goldgelbem Java, Guatemala und Campinas gemahlen mit Ia. Kaffeegewürz, fertig zum Aufguss.

Grosse Ersparnis da $\frac{2}{3}$ des sonst gewohnten Quantum genügen. Erste Lieferung erfolgt auf Wunsch in Blechdose von 8 Tsch. beinkl. — Dose gratis, sonst $\frac{1}{2}$ franko in Handtuchbeutel.

Ludwig Hacker
Kaffee-Import, Rösterei - Grossbetrieb, HAMBURG W. 90.



Gold- u. Silberwaren.
Wecker-Uhren mit Absteller v. 1,80 an
Nickel-Rem.-Uhr, 80 St.-Werk v. 3,25 an
Echte silberne Rem.-Uhren v. 8,90 an
Echt silberne Damen-Uhren v. 6,75 an
Versand gegen Nachnahme oder vorherige Einzahlung des Betrages.
Risiko ausgeschlossen, da bei Nichtgefallen Geld retour.
Uhren aller Art.

Julius Busse
Berlin C. 19, Grünstr. 3/5K.
Reich illust. Katalog über alle Arten v. Uhren, Ketten, Gold-, Silber-, Nickel- u. Bronzewaren, optischen Instrumenten, photograph. Apparaten, Musikwerken, Leder- und Stahlwaren, Uhren-Fournituren und Werkzeugen gratis u. franko.

Optische Artikel.
Echt goldene Ringe v. 9,95 an
Kaffeeservice, vern. u. v. 9,20 an
Photographie-Albume v. 1,— an
Musikwerke m. Platten v. 3,90 an
Operngläser mit Etui v. 3,50 an
Wirklich billige u. anerk. reelle Bezugsquelle für Wiederverkäufer, Uhrmacher u. Händler.
Photogr. Apparate.

Gummi-Waren
hygienische jed. Art, viele Neuheiten.
Concurrerz billige Preise.
Grosser illustr. Katalog gratis u. franko.
Josef Maas & Co.
Berlin 120 Oranienstr. 108.
Grüßtes Haus d. Branche.

Sommersprossen
entfernt Creme Any h
wenigen Tagen. Nachdem
Sie alles Mögliche erfolglos
angewandt, machen Sie
einen letzten Versuch mit
Creme Any; es wird Sie
nicht reizen! Goldene Me-
dailles Berlin, Paris, Lon-
don. Patentamt. geschützt.
Verlang. Sie unsere vielen Dankschreiben
Franko Nachn. N. 45. Allein durch Apotheke
zum Eisernen Mann, Strassburg 4, Elsass.

**Sie verdienen viel Geld, wenn Sie Pracht-
katalog umsonst, portofrei verlangen. Fahr-
räder Nr. 60, 63, 66 Gladlager,
1 Jahr schriftliche Garantie.**
Freilauf Nr. 8 mehr. Nabänder 80 J. Laufdecken
3,90, 4,25, 4,90, 5,50. Luftschluche 2,50, 2,75, 3,50
mit schriftlicher Garantie. Acetplatenlampen 1,85, 1,80, Seiten 1,25, Sattel 1,60,
Schlüssel 10 J. an, Fußpumpen 85 J. extraf. 1,20, Batteldecken 85, 95 J.
Motore, Rahmen, Conusse, Helsen, Schalen, Zahnkränze, Kurbeln,
Kettenräder zu **stunend billig.** Vertreter auch für nur
jedem System. **Vertreter** gelegentlichen
Beratung. Nebenverdienst. Hoher Rabatt bei Kauf eines Proberades ohne
Verpflichtung zur Abnahme weiterer Räder. Nähmaschinen.
Multiplex-Fahrrad-Industrie Berlin 316, Gitchinerstr. 15.

Alle sanitären Bedarfsartikel.
Philipp Rümper, Frankfurt a. M. 64.
Preisliste gratis.

GROSSE MATRATZEN
Betten
12 MARK
BETSTELLEN
(Oberbett, Unterbett, Kissen und Wusch)
mit garantiert neuen Federn gefüllt.
In besserer Ausführung N. 15 u. 20,
desgl. zweifach N. 18, 22, 20 1/2.
Holzbettstelle wie obige
mit Matratze und Kissen,
elastisch N. 20, zweifach N. 25.
Versand bei freier Verp. geg. Nachnahme.
Umtausch oder Rücksendung gestattet.
Ungarische Bettfedern- und
Bettfabrik in Hamburg N. 3.
Preisliste frei! Fabr. Nachbestellung.

Hygienische
Bedarfsartikel. Bleichmittel,
u. Prof. emp. pat. Neup. Preisl. gr.
Schreib. illustr. wissensch. Schrift geg. 50 J.
Hygien. Versandhaus, Wiesbaden E. 20.

Edmund Paulus
Markneukirchen No. 369.
Musikinstrumente aller Art!
Neueste Kataloge umsonst!
Auf Briefen und Karten an mich
darf die No. 369 nie fehlen.

Anerkannt sehr leistungsfähig ist die Stahlwarenfabrik u. Versandhaus I. Rang
Gebrüder Rauh - Gräfrath bei Solingen
30 Tage zur Probe versenden wir
Rasier-Garnitur „Colonia“
No. 2210
Unübertroffen praktisch und billig!
Fein poliert. Holzkasten, verschliessbar,
mit verstellbar. Rasier-Spiegel,
enthaltend sämtliche Rasier-Utensilien:
1. Ein hochfeines Silberstahl-Rasiermesser
für jeden Bart passend, fein hohl geschliffen
und fertig zum Gebrauch
2. Einen guten Strohriemen
3. Eine Dose Schärffmasse
4. Eine Dose antiseptische Rasierseife
5. Einen Rasierpinsel
6. Einen vernickelten Rasiernapf
Alles zusammen **nur N. 3**
Porto 50 J.
No. 2211. Dieselbe Garnitur,
aber Rasiermesser m. Schutz-
vorrichtung für Ungeübte
(Verletzung ausgeschlossen.)
mit Anleitung **nur N. 3,50**
Porto 50 J.
Haarschneidemaschine
„Perfekt“ No. 264
mit zwei Aufschiebekämmen
für 8, 7 und 10 mm Haarlänge,
mit Gebrauchsanweisung, wonach
jedermann sofort Haare schneiden
kann, **nur N. 4,50 franko**
Haarschneidemaschine „Symbol“
No. 264 1/2, Leichtere Ausführung
wie No. 264 **nur N. 3,50 franko**
BRILLANT
FABRIK-MARKE
Wir bemerken noch, dass nur elegante, gediegene
und preiswürdige Ware zum Versand kommt
Über 5000 lobende Anerkennungs schreiben bestätigen Güte und Qualität
unserer Waren
Bei grösseren Sammel-Aufträgen Extra-Vergütungen



Alle hygienischen Bedarfsartikel
bestens u. billigst. Katalog umsonst.
F. Beier Nachf., Berlin 100
Reichenbergerstr. 104.

Stottern heilt gründlich
Sprachheil-Sanatorium
Hannover, Parkstr. 6.
Neues radikales Verfahren. Mittliche
Beugnisse zur Verfügung. Prosp. gratis.

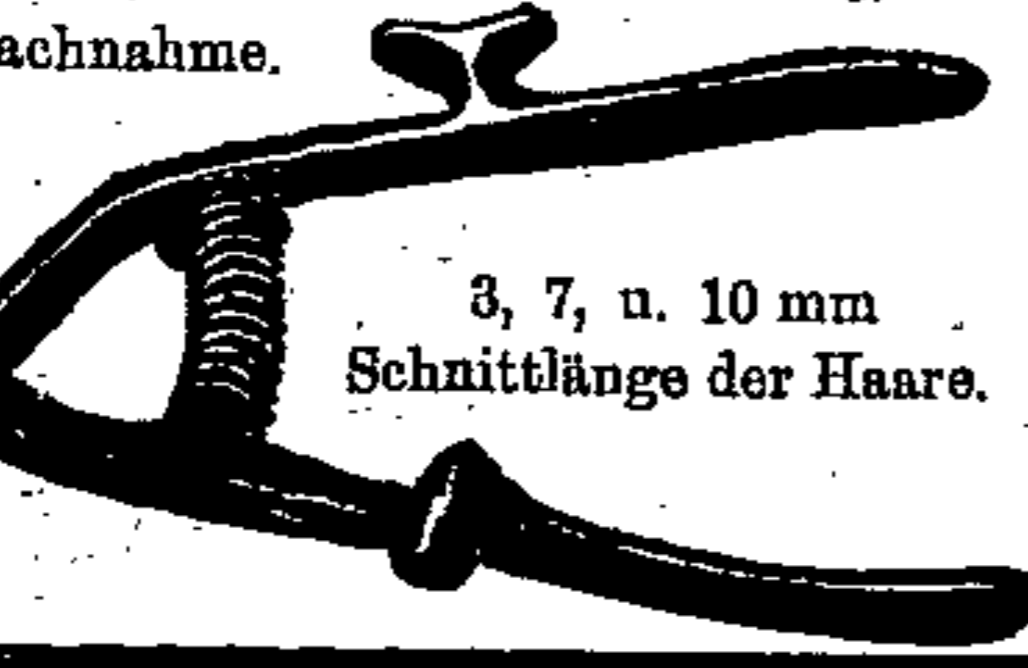
BUCH DER WUNDER
gratis
Hypnot. Spiritismus
übernatürlichen Dinge.
PICKER-VERLAG, LEIPZIG 9.

30 Tage zur Probe
Fabrikmarke
versenden wir, um jedermann Gelegenheit zu geben,
sich von der Güte unserer Waren zu überzeugen, unser
Silberstahl-Rasiermesser No. 30,
fein hohl geschliffen, fertig zum Gebrauch, mit Etui
pro Stück N. 1,50 unter fünfjähriger Garantie. Besteller
verpflichtet sich, den Betrag binnen 30 Tagen ein-
oder das Messer retourzusenden. Also kein Risiko!
Mehr als ein Stück versenden wir nur unter Nach-
nahme. — Namen in Goldschrift pro Stück 10 J.
und portofrei versenden wir unser Hauptprels-
katal., neueste Ausgabe
mit za. 2000 Abbildungen über
Stahlwaren, Leder
waren, Gold
und
Silber-
waren
Umsonst
Peifen, Sensen, Haushaltsartikel sowie viele Neuheiten.
Gebr. Wolfertz, Stahlwarenfabrik Wald b. Solingen No. 20.

Neu! Taschenmesser m. beliebiger Photographie! Neu!
Gesetzl. geschützt. Zu Geschenken hervorragend geeignet. Vornehme Ausstattung, imitierte Elfenbeinverschaltung,
zwei prima polierte Stahlklingen, vergoldeter Korkzieher, mit beliebiger Photographie in feinem Metallrahmen,
versende zum aussergewöhnlich billigen Preise von 1,60 Mark gegen Nachnahme oder Voreinsendung und erhält
jeder Käufer von dem **10 Photographien gratis** in künstlerischer Ausführung, Eingesandte
gewünschten Medallionbild Photographien werden unbeschädigt zurück-
gegeben. Grosser neuester illustrierter Katalog za. 3000 Abbildungen umsonst und portofrei.
Friedrich Wilhelm Engels, Stahlwarenfabrik, Nümmen-Gräfrath bei Solingen No. 262.

Was ist Reise-Cheviot?
Ein eleganter Anzugstoff aus reiner neuer Schafwolle, unzerreissbar und echt,
140 cm breit, 3 Meter kosten N. 12 franko. Direkter Versand nur guter Herrenstoff-
Neuheiten bei billigen Preisen. Jeder genaue Vergleich überrascht. Aus über
1000 Postorten liegen Nachbestellungen vor. Verlangen Sie Muster portofrei zur
Ansicht. **W. Boetzkes, Düren 25 bei Aachen.**

Unsere neue Haarschneidemaschine „Gemeinwohl“
soll ein wirkliches Volksinstrument werden.
Dieselbe darf in keinem Haushalt fehlen aus Bequemlichkeit und aus Gesundheitsrücksichten.
Der billige Preis von **N. 3,50** pro Stück, Porto 20 J., ermöglicht jedermann die Anschaffung.
Versand gegen Nachnahme.
Die Maschine ist fertig zum Gebrauch.
Prima Qualität und fein vernickelt.
Unsere Hauptkatalog mit
za. 4000 Abbildungen versenden
umsonst und portofrei.
E. von den Steinen & Cie.
Wald bei Solingen 282.
Stahlwarenfabrik u. Versandhaus I. Rang.



Billigste Bezugsquelle für Cigarren
100 Stück
3 Pf.-Cigarren 2,—, 2,20, 2,40 Mk.
4 " " 2,60, 2,80, 3,— "
5 " " 3,40, 3,60, 3,80 "
6 " " 4,20, 4,50, 4,80 "
8 " " 5,40, 5,60, 5,80 "
10 " " 6,50, 7,—, 7,50 "
Musterlisten von 100 Stück, enthält
10 verschied. Sorten von je 10 Stück
nach beliebig. Wahl, stehen zu Diensten.
**Carl Streubel, Cigarrenfabrik,
Dresden - A., Wettinerstr. 13/14.**
Der neueste illustrierte Preiscurant wird
Jedem auf Wunsch franco zugesandt.

Die Firma Mey & Widmann, er,
Amalienstr. 7 in München (Spezialität:
Dilettanten-Utensilien und Vorlagen)
hat soeben neue Preisverzeichnisse aus-
gegeben. Es ist erstaunlich, welche Reich-
haltigkeit dieselben bieten in fitvollen
Vorlagen für Laubsäge-, Kern- und Flach-
schnitt, Holzbrand-, Einlege-, Kleb-,
und Plagelarbeiten etc. (über 1400 Blätter),
ferner in Golddrucken, fertigen Gegenständen
zum Brennen und Schmelzen, sowie in
allen Dilettanten-Utensilien, Materialien,
Werkzeugen, Maschinen, Holzbrandappa-
raten etc. Der Dilettant in häuslichen
Kunstarbeiten findet in diesen Katalogen
einfach alles, was er braucht. (Gegen
Einsendung von 40 J. stehen feine franko
zu Diensten.)

Elektrische Taschenlampen
von 60 J. an.
Preisliste gratis und franko.
B. PESTEL, Dresden 6.
Gegründet 1880.

Billige böhmische Bettfedern!
10 K neue geschlis-
sene N. 8, bessere N. 10,
weisse daunenw. N. 15,
N. 20, schneew. daun-
enweiche N. 25, N. 30. Versand franko,
zollfrei, per Nachnahme. Umtausch
und Rücknahme geg. Portovergütung
gestattet.
**Benedikt Sachsel, Lobes 311,
Post Pilsen, Böhmen.**

Antony'sche Lilienmilch-Triffl
von **Luxymeron u. Le. Perinbül**
Büch 50 Pf.
in allen Apotheken,
Drogerien, Parfümerien,
in Teifen-Geschäften.
wird ein ganzes neues Gefäß, welches jügendliches Kirschen
weisse parnatronische Saft, blaublauer Saft und
bafällig Commartriffler sowie alle Säureweinigkeiten.

Zuckerkrank od. trüber Urin!
Apparat n. Dr. Fiebig zur Untersuchung des
Urins, ob Zucker vorhanden; der Prozent-
gehalt wird vom Apparat genau angegeb.
Jed. kann sein Urin tägl. selbst untersuchen,
da Anweis. beigegeb. Preis N. 3,50 Einsend.
B. Rempt, Schmalefeld (Kr. Schleusingen).

Wie aus dem wilden Jäger ein Bischof wurde.

Von August Erdmann.

Als die Kirche zur Macht gelangt war, als sie politisch etwas zu bedeuten hatte, wurden die hohen geistlichen Aemter ein viel umwordenes Vorrecht des Adels. Die kurfürstlichen Bischöfe, namentlich Köln als das einflussreichste, fielen an Grafen, an Fürsten und an Prinzen des kaiserlichen Hauses. Die Söhne des katholischen Adels bevölkerten die Ämter der nach Versailles Muster regierenden Nachfolger Christi, ließen sich mit einträglichen Pfründen belehnen und machten in reichlichem Maße das Wort wahr, daß unter dem Krummstabe gut leben sei.

Die Sache änderte sich, als infolge der französischen Revolution die Kirche auch bei uns ihre weltliche Macht einbüßte. Prinzen und Herzöge strebten nicht mehr nach der Bischofswürde, die nichts einbrachte als ein mäßiges Gehalt. Indessen für die jüngeren Söhne des katholischen Adels blieb die Kirche immer noch ein gesuchter Unterschlupf, umso mehr, als es ihnen im protestantischen Preußen, wo der Junker des Ostens herrschte, nicht gerade leicht wurde, im Heer oder in der Verwaltung zu Ehren und Würden zu gelangen.

So war es wenigstens noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. In der letzten Zeit scheint der katholische Adel auch das Amt eines Oberhirten nicht mehr lohnend oder ehrend genug zu finden; die gegenwärtigen Inhaber unserer Bischofsstühle tragen samt und sonders recht plebejische Namen. Immerhin gibt es auch heute wohl noch kaum eine Familie des katholischen Adels, die nicht ein Mitglied im Dienste der Kirche hätte, sei es als Welt-, sei es, was häufiger der Fall, als Ordensgeistlicher.

Die Kirche hat bei ihrer Internationalität und ihrer umfangreichen Hierarchie für zahlreiche Bewerber, auch solche anspruchsvollerer Art, genügend Raum und Verwendung, und ihre Macht ist immer noch groß genug, um einem frommen Junkerlein, das sich aus irgendwelchen Gründen von der Welt abschließen will, neben der gewünschten Ruhe und Versorgung auch die Gelegenheit zur Befriedigung eines mäßigen Ehrgeizes zu gewähren. Es sei hier nur an den Jesuitenorden mit seinem wirtschaftlichen und politischen Einfluß erinnert.

Es braucht nicht in allen Fällen, wie man vielfach annimmt, angeborener Schwachsinn zu sein, was den Angehörigen der herrschenden Klasse in den Schöß der Kirche treibt. Natürliche Anlage zur

Weltflucht, irgend ein Knack selbstlicher oder seelischer Art, Einwirkung von Verwandten, die aus Familien-tradition oder aus Gottgefallen dem Himmel ein Opfer schuldig zu sein glauben — dies oder etwas anderes mag bestimmend sein für den katholischen Adelspröbbling, sich dem Dienste der Mutter Kirche zu widmen.

Was den Junker Wilhelm von Ketteler als reifen Mann nach einem bewegten Leben ver-

stieß des Freiherrn Friedrich von Ketteler, Gutsbesitzer auf Parkotten (Kreis Warendorf, Regierungsbezirk Münster), Landrat außer Dienst und preussischer Kammerherr. Die Kettelers waren verwandt mit den meisten westfälischen und zahlreichen anderen katholischen Adelsgeschlechtern. Neun Kinder, darunter sechs Söhne, wurden dem Ehepaar geboren; der älteste bezog als Zerst die Göttinger Universität, vier andere gingen zum Militär.

Wilhelm war ein rechtes Schmerzenskind. Seine Tante, eine Stiftsdame, glaubte an ihn viele Empfänglichkeit für religiöse Eindrücke wahrzunehmen und eine gewisse natürliche Anlage zur Frömmigkeit. Sie gefiel sich schon bei dem Kinde in dem Gedanken, es könne aus ihm bereuht wohl ein Priester werden; umso mehr, als beide Eltern dies wenigstens bei einem ihrer sechs Söhne gern gesehen hätten.

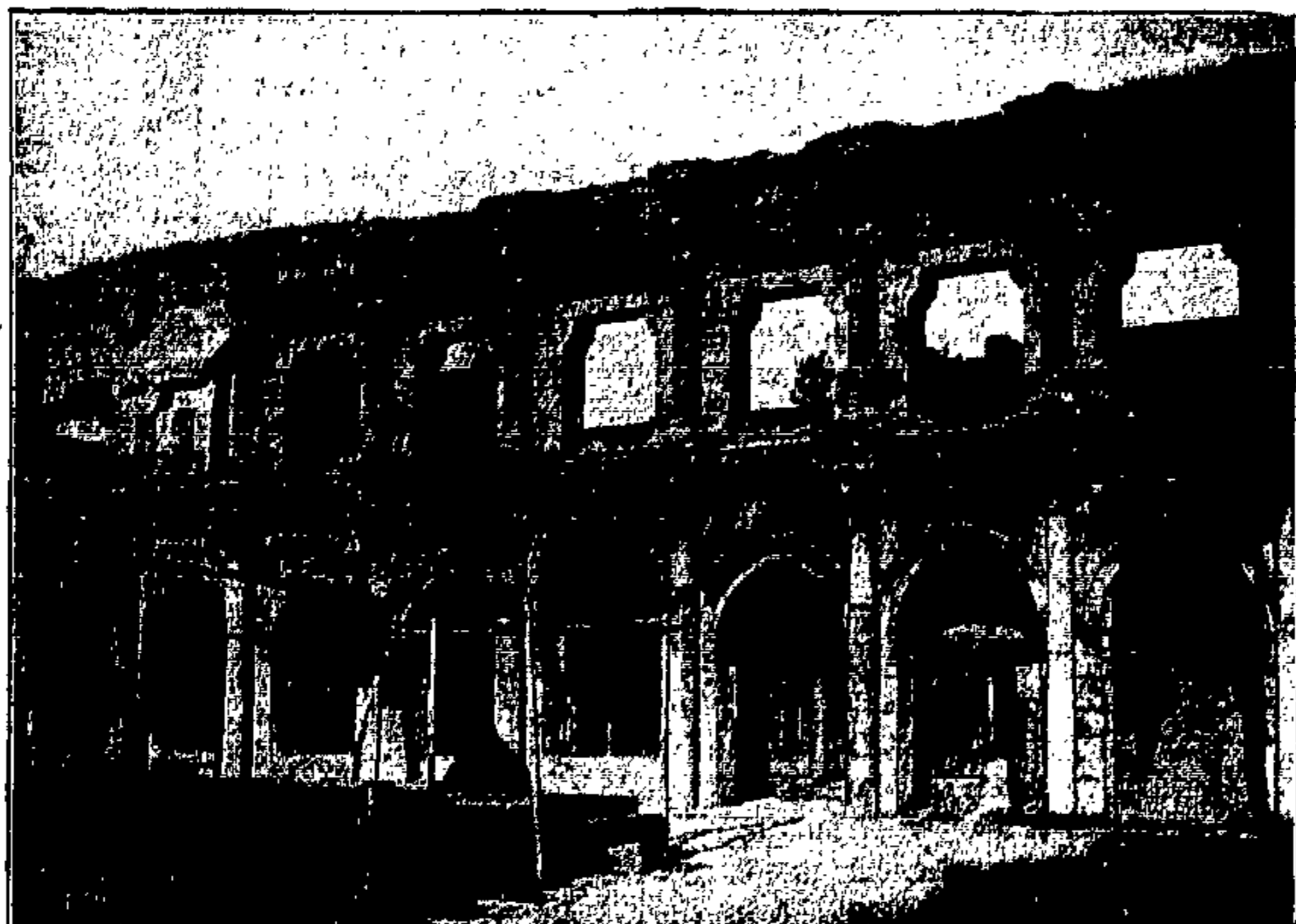
Aber die gute Tante sah wohl nur, was sie hoffte, denn Jung-Wilhelm zeigte vorerst zu allem anderen Neigung und Anlage, als die Wege der Frommen zu wandeln. Er war ein über die Maßen wilder Junge und von einer geradezu erschreckenden Festigkeit, sehr nachlässig in seinem Aeußeren und daher meist schmutzig, dazu lärmend in allem, was er tat.

Selbst die zärtliche Tante Stiftsdame muß von ihm bekennen, er sei ein gar „wilder, unbändiger Junge“ gewesen, sie habe ihn als Kind manchmal mit dem Handtuch festbinden müssen, um ihm die verdiente Züchtigung zu verabreichen. Einer seiner Mitschüler aus der Gymnasialzeit erzählt: „Als Knabe war er nicht allein sehr munter, sondern fast unbändig, wo für er von seinem Vater oft hart bestraft wurde; aus Mergel warf er sich dann, wie ich einige Male gesehen habe, in seiner leidenschaftlichen Weise auf die Erde und wälzte sich dort herum.“

Die Unbändigkeit des Jungen nahm schließlich einen solchen Umfang an, die Ausbrüche wilden Jähzornes folgten einander derart häufig, daß die Eltern sich außer stande sahen, des Wildlings Herr zu werden und schon mit Rücksicht auf die jüngeren Geschwister es für nötig hielten,

die Erziehung Wilhelms gesondert von den übrigen Kindern des Hauses vornehmen zu lassen.

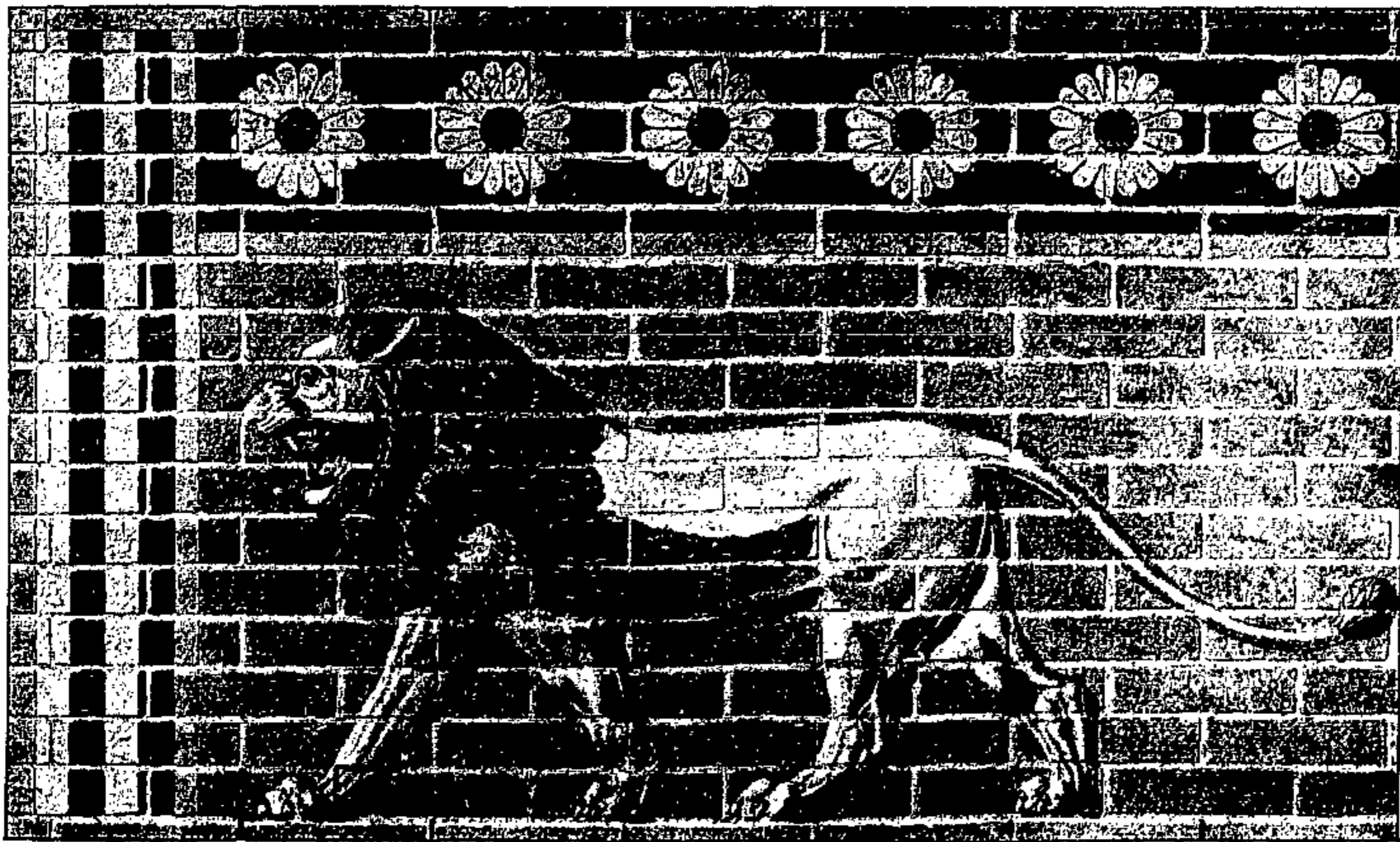
Den ersten Unterricht hatte Wilhelm von der Tante Stiftsdame genossen; ein Hauslehrer hatte das Werk fortgesetzt. Im Herbst des Jahres 1823 wurde er dem Gymnasium in Münster, wo damals die Eltern noch wohnten, übergeben; ein Jahr darauf siedelte er nach Brig, Kanton Wallis, über. Hier hatten die Jesuiten ein Erziehungsheim mit Pensionat, dessen Zöglinge sich zum guten Teil aus Deutschland rekrutierten; namentlich liebte es der rheinisch-westfälische Adel, seine Söhne dorthin zu



Sassanidenpalast in Diarbekr.

anlachte, das Weltkleid mit dem Priesterkleid zu vertauschen, das ist nicht leicht zu sagen. Aber die Art, wie aus dem Luntgut, dem Korpsstudenten

habe ihn als Kind manchmal mit dem Handtuch festbinden müssen, um ihm die verdiente Züchtigung zu verabreichen. Einer seiner Mitschüler aus der



Der Löwe von Babylon.

und wilden Jäger später der Kaplan, der Bauernpastor und endlich der Bischof wurde, ist interessant genug, um einen Rückblick in die Entwicklung des festsamen Mannes zu lohnen.

Wir folgen dabei der sehr anregend und im allgemeinen auch recht offenherzig geschriebenen Biographie: Bischof von Ketteler, von Otto Pfliff S. J. (Mainz, Franz Kirchheim. 3 Bände.)

Wilhelm Emanuel von Ketteler wurde geboren im Jahre 1811 als der vierte Sohn und das sechste

senden. Wie es scheint, galt das Jesuiteninstitut in Wallis als eine Art Verbesserungsanstalt, und wer die Lebensgewohnheiten auf den westfälischen Abelsstigen kennt, der begreift es, daß die Defizite der dort herrschenden Erziehungsmethoden nicht immer die besten waren und manchen Eltern eine Korrektur durch strenge Zucht nötig erscheinen ließ.

Münster war als Residenz des Bischofs und Hauptstadt der westfälischen Bureaucratie gewiß eine sehr fromme und christliche Stadt, aber das Schloß nicht aus, daß es unter der Jugend der frommen Bevölkerung recht rauhbelineige Elemente gab. Kurze Zeit, nachdem Wilhelm von Ketteler das dortige Gymnasium verlassen hatte, wurde in der zweituntersten Klasse eine aus 28 Köpfen bestehende wohlorganisierte Diebesbande entdeckt, der Kinder der allerbesten Familien angehörten. „Gott sei Dank, daß Wilhelm nicht mehr d'rin ist“ — schrieb triumphierend die Mutter des jungen Ketteler, wohl in der Annahme, daß ihr Sohn unter den Uebeltätern sicher nicht gefehlt hätte.

In Brüg brachte es Wilhelm unter der strengen Leitung und Zucht zu halbwegs befriedigenden Fortschritten; in den Fächern, die Anforderungen an das Gedächtnis stellten, war er schwach; im Katechismus war er regelmäßig einer der Besten. Desto eifriger und tüchtiger war der Junge im Spielen und im Turnen, namentlich im Schlägelschuhlaufen tat er sich hervor. Seine Hestigkeit ließ auch unter der harten Hand seiner Erzieher, über deren Strenge er sich oft bitter beklagte, nicht nach. „Er war in hohem Grade heftig,“ berichtet ein Mitschüler über ihn, und den „bouillant élève de Brigue“ nennt Ketteler sich später in einem Briefe selber.

Als Wilhelm von Brüg aus einst einigen Tanten in Bayern einen Besuch machte, beklagten sich diese bei seinen Eltern, „er wäre so grob gewesen und hätte sich dabei der niedrigsten Ausdrücke bedient“. Wie seine Mutter senfzend hinzusetzt: „soll er noch so grausam schnurrig sein“.

Im Laufe der folgenden Jahre besserte sich nicht nur das Wissen des jungen Ketteler, sondern auch sein Benehmen, und als er im Jahre 1828 als Siebzehnjähriger aus Brüg schied, brachte er ein ganz gutes Zeugnis mit nach Hause. Hier sollte er sich nach dem Willen des Vaters auf das Abiturienten-Examen vorbereiten, um dann zum Studium des Jus die Universität zu beziehen.

Aber in der Freiheit der väterlichen Wälder zeigte sich sehr bald, daß die Dämpfung seines heftigen Gemüthes nur recht oberflächlich gewesen war und nicht länger vorhielt, als die strenge Zucht der Jesuiten über dem Jüngling waltete.

Seine Anlage zur Hestigkeit erhielt neue Nahrung, seit er sich der Jagd ergab, der er oblag nicht aus Zeitvertreib, sondern mit einem Maß von Leidenschaft, das nur erklärlich ist durch die Annahme einer aus Gewalttätigkeit und Brutale gerichteten Charakteranlage.

„Als ganz junger Mensch,“ erzählt eine seiner Schwägerinnen, „jagte er einmal in Hartotten mit seinem Vater und seinen Brüdern. Da sahen der Vater und sein ältester Bruder Clemens, wie Wilhelm plötzlich sein Gewehr wegwarf, sich in bitterster Hestigkeit auf die Erde warf und wie verzweifelt mit Händen und Füßen spattelte. „Vater, schieß mich tot,“ rief er außer sich, „ich habe einen Hasen vorbeigeschossen.“

Die Vorliebe für die Jagd hat Ketteler auch zu einer Zeit noch viel zu schaffen gemacht, als er bereits das geistliche Kleid trug, und seine Hestigkeit hat ihn eigentlich nie verlassen. Sah sich doch im Jahre 1860 das Mainzer Domkapitel genötigt, dem Bischof Ketteler in einem vom Dombachanten Vennig verfaßten Schreiben in aller Form die entschiedensten Vorstellungen zu machen über seine „allzu große Hestigkeit, die, wenn nicht Abhilfe geschaffen wird, das Wohl der Diözese selbst gefährden kann“.

Sommerhin fand der wilde Jäger zu jener Zeit Ruhe und Ruhe genug, sich die nötigen Kenntnisse anzueignen, um im Herbst 1829 vor die Wissenschaftliche Prüfungskommission in Münster zu treten,

die ihm das Zeugnis II, das der „belegten Reise zu den akademischen Studien“ erteilt — und so bezog Wilhelm von Ketteler gleich darauf die Universität Göttingen, wo er als Studierender der Rechtswissenschaft eingeschrieben wurde.

Um die Mitte des ersten Semesters trat er beim Korps der Westfalen ein und befand sich bald mitten im tollsten Trübel des Studentenlebens. Bei seiner Hestigkeit war es nicht zu verwundern, daß er gleich darauf in eine ganze Reihe von Streithändeln und Panzerelen verwickelt wurde; am Ende des zweiten Semesters hatten sich solche Verwicklungen in ganz besonderem Maße gehäuft. Eine dieser Panzerelen hinterließ bei Ketteler ein Zeichen, das der spätere Kirchenfürst gewiß als sehr störend empfunden hat, erinnerte es doch jeden mit grausamer Deutlichkeit daran, was für ein lockerer und rauhbelineiger Geselle der Gesalbte des Herrn in seiner Jugend gewesen war.

Ketteler hatte eines Tages eine der üblichen Anrennpelungen mit einem Mitglied des Korps Bremensia; eine Forderung auf zwölf Gänge Schläger war die Folge. Im vierten Gang wurde Ketteler verwundet — ein Stück Nase hing blutend herab. Der Gesichtserker des Stubosus Ketteler wurde kunstgerecht geklappert, die Heilung schritt gut voran — da kam Jung-Wilhelms Erbfeind, seine Hestigkeit, dazwischen: der Verband genierte ihn, die anferlegte Ruhe war ihm zuwider — er riß den Verband mit samt der Nasenspitze ab. Das hatte die Folge, daß Ketteler sich nun zu einer langwierigen und lästigen Kur nach Berlin begeben mußte; allein auch hier ließen es seine Unruhe und Unbändigkeit nicht zu einer Heilung kommen. Da begab sich seine Mutter nach Berlin, und ihrer Ueberredung und Laugmut war es gegeben, den ungeberdigen Sohn sechs Wochen lang zur Geduld zu zwingen. Das fehlende Nasenstück mußte nämlich aus dem Arm ergänzt werden, und zu diesem Zwecke mußte der unbändige Junker, am selben Fleck sitzend, den Arm über das Gesicht gebogen, sechs Wochen lang ausharren. Tag und Nacht blieb die Mutter bei ihrem in die Folter gespannten Sohn, hielt lästige Besuche fern und verhinderte den Patienten am Trinken, Rauchen und anderen Eigenwilligkeiten, die die Kur hätten stören können.

Nach sechs Wochen war die Heilung vollendet; die Nase war wiederhergestellt, doch blieb das ausgeheilte Stück durch die blässere Farbe und durch die deutliche Narbenlinie zeitweilig sichtbar. Die Nase war also, wenn auch mit einigem Schaden, gerettet.

Von Berlin begab er sich nach der Heimat, nach des Vaters Gut in Hartotten. Gern hätte er wieder gejagt, aber der Vater verbot es wegen des noch nicht geheilten Armes. Als aber der Vater für einige Zeit verreiste, griff Junker Wilhelm wieder zur Wälsche; der Rentmeister begleitete ihn, sah sich aber bald allein; nach einiger Zeit hörte er zwei Rotschüsse, er folgte ihrer Richtung und fand Wilhelm blutüberströmt bei einer Wasserquelle; im Ungestüm der Jagd hatte er sich den Verband vom Arm gerissen und bemühte sich jetzt, das Blut abzuwaschen und zu stillen. Mit Wälsche gelang es, die Wunde wieder um den Arm zu legen, worauf dann die wilde Jagd fortgesetzt wurde.

Ketteler besuchte in den folgenden Jahren die Universitäten Berlin, Heidelberg und München, machte im Mai 1833 in Münster das Examen, aus dem er mit dem Zeugnis hervorging, daß er „gute natürliche Fähigkeiten und zureichende Rechtskenntnisse“ besitze und zur Anskultatur „völlig qualifiziert“ sei.

Ketteler ist, wie man sieht, als Student ein recht lockerer Bursche gewesen, was sein Biograph in die nachsichtigen Worte kleidet; „Wie immer, er später in asketischem Ernste den Irrgängen seiner Jugend erschwerende Bedeutung beizulegen geneigt sein mochte, so ist doch wohl sicher, daß er in jener Zeit des Sturmes und Dranges den Geboten Gottes und den Grundsätzen seiner Kirche nicht in allweg treu geblieben. Es hat für ihn Jahre gegeben, wo er das innerlich Erkannte und

im tiefsten Herzen noch immer heilig Bewahrt im Leben zu bekennen und betätigen nicht die Streifen gefunden hat.“

Es wäre den christlichen Sittenrichtern zu empfehlen, wenn sie eine derartige Nachsicht anzuwalten ließen bei Leuten, die später nicht dazu gelangen, auf einen Bischofsstuhl berufen zu werden.

* * *

Im Mai 1834 trat Ketteler zur Ableistung seiner einjährigen Dienstzeit beim 11. Infanterieregiment in Münster ein. Offizier ist er nie geworden; die Landwehrübungen im Sommer 1833 machte er als Unteroffizier im Münterschen Landwehr-Infanterieregiment mit. Bei dieser Gelegenheit spricht er in einem Briefe seine Empfindungen über den Militärdienst wie folgt aus: „Vorgestern habe ich endlich die Zwangsjacke ausgezogen. . . . Ich mir angeborene Widerwille gegen alle Verhältnisse eines Soldaten im Frieden haben mir in diesen Tagen viel zu schaffen gemacht. Der Pflichtenkreis eines Unteroffiziers ist an sich schon nicht verzehmlich für einen Mann unseres Standes, unserer Sinnesart und unserer Bildungsstufe aber fast unerträglich dabel hatten wir alle Hände voll zu tun, daß in die ersten Tage keine Zeit hatte, ruhig eine Pfeife zu rauchen.“

Kettelers Naturanlage läßt es begreiflich erscheinen, daß er dem Einerlei des militärischen Dienstes keinen Geschmack abgewann, am allerwenigsten in untergeordneter Stellung. Er war zum Krieger gemacht, zum Draufgänger und Handegen, nicht aber zum Friedenssoldaten. Die politischen Verwicklungen der dreißiger Jahre verfolgte er mit größtem Interesse in der Erwartung, daß es zum Kriege gegen Frankreich kommen werde. Er selber gesteht im Jahre 1834, daß es eine Zeit gegeben habe, „wo er Ehre und Wirksamkeit dieser Art ersehnte.“

Aber die Hoffnungen Kettelers, seinem Vater drange im Waffengehimmel Genüge zu leisten, erfüllten sich nicht; er mußte ausharren im Dienste eines königlich preussischen Referendars. Es war verwunderlich gewesen, wenn der müstige und unbändige Junker an seinem Beruf, der ihn an eine physisch-provinzialstadt fesselte, Gefallen gefunden hätte. Der Uebergang von Berlin nach Münster fiel ihm besonders schwer, und schon kurze Zeit nach dem Antritt seiner amtlichen Tätigkeit äußerte er lebhafteste Nichtbefriedigung mit seinem Berufe. Auch die geliebte Jagd, der er wieder in alter Wildhe oblag, konnte ihn über seine Mißstimmung nicht hinwegtrösten. Er sei zur unrechten Zeit geboren er hätte in das Mittelalter hinein gepaßt — ähnele er zu dieser Zeit. Er bedauert den Untergang der Abels- und des Rittertums und hifft sich in der schlechten Laune mit dem Trost des Galgenhumors: „Glücklicherweise ist jetzt die Luft von den vielen Dampfmaschinen so getrübt, daß man in solche Zeiten nicht mehr mit aller Klarheit hineinschauen und sie nicht mehr recht verächtlichen kann. . . . Sonst könnte man über den Vergleich mit der jetzigen Zeit to und verrückt werden.“

Und doch lag für den jungen Ketteler, der Sproß eines alten, mit angesehenen Familien verknüpften Geschlechts, die Welt gar nicht so übel da. Sein Biograph schildert sein Äußeres in dieser Zeit wie folgt: „Gewandt im Verkehr, wie in allen körperlichen Übungen, der beste Tänzer, dabel ein tüchtiger Nektar und trefflicher Schütze, der selten eine Schuß verfehlte, war er in allen Kreisen des Adels geliebt und gesucht. Dabel war er von einnehmender und zugleich imponierender Erscheinung. Schlan und wohlproportioniert, das jugendfrische und doch energische Gesicht von dunklem Wollbart umrahmt mit klüßnem, trotzigem Blicke, fesselte er unwillkürlich das Auge, wenn er hoch zu Ross ankitt zur Jagd oder mit seiner Schwadron Infanterie einherzog.“

Ketteler war, wie wir sahen, ein Mann der raschen Tat, unbändig und manchmal unüberleg bis zur Selbstgefährdung; aber er war doch auch wieder Junker genug, um den Standes- und Geldes rücksichten dieserartigen Gefühle unterzuordnen, die man sonst als die heiligsten bezeichnete. (Schluß folgt.)

Der Spieler.

Von Heinrich Wetzker.

Theodor Donner war ein Mann von etwa dreißig Jahren, als ich ihn kennen lernte. Er war wie eine weich gebackene Semmel, von Ansehen und von Charakter. Groß, fleischig, aber schwaumig; blondes, hellblondes Stopphaar, ein ähnliches Schnurrärtchen in einem breiten, sommer-sprossigen, glatten Gesicht, dazu auffällig rötlich-blonde Haare auf den fetten, weichen Händen und Armen, die gleichfalls mit Sommersprossen bedeckt waren. Frau und Kind gegenüber der schwanlige Hautstyre, war er doch ein armseliger Schwächling, zu keiner Tat, weder im guten, noch im bösen, fähig. Faul aus Scheu vor den Anstrengungen der Arbeit.

Und dieser Mann war ein Spieler. Man spricht von der Spiel Leidenschaft. Leidenschaften „beherrschen“ nach dem Sprachgebrauch den Menschen. Der Beherrschte muß schwach sein, aber die Leidenschaft ist stark, gewaltig, dämonisch. Beides aber ist in einem Menschen; die starke Leidenschaft wohnt in dem schwachen Menschen, den sie beherrscht. Wenn darin ein Widerspruch liegt: in Donner sah man nichts von solchem Widerspruch; in ihm war nichts Gewaltiges, nichts Dämonisches. Er war nichts als ein Schwächling in jeder Faser. Die Leidenschaft der Schwäche war es, die ihn immer wieder zum Spieltrieb. Der Verführung durch andere bedurfte er nicht.

Er war ehemals Bäckermeister gewesen. Faulheit und Kartenspiel hatten bald sein eigenes Erbteil, wie das Eingebachte seiner Frau, der Tochter eines wohlhabenden ländlichen Gasthofsbesizers, aufgezehrt. Die Bäckermeisterherrlichkeit hatte nur wenige Jahre gewährt, und in diesen Jahren war gewöhnlich die Frau in der Backstube, der Mann in der Schenke gewesen. Dann kam alles unter den Hammer, und Donner mußte Fabrikarbeiter werden, nachdem er noch einige Zeit von den Anwesen seines Schwiegervaters gelebt hatte.

Doch was er als Meister gepflegt und getan, nicht wollt er's als Arbeiter missen. Seine neue Beschäftigung sagte seiner Parasitenatur zu. Durch Vermittlung seiner Verwandtschaft war es geglückt, ihm in einer großen patriarchalisch verwalteten Fabrik einen feiner Faullenzeposten zu verschaffen, wie es deren in solchen Fabriken etliche gibt. Dort bestand seine Haupttätigkeit darin, zu schlafen oder Schindromane zu lesen. Dabei verstand er es vortrefflich, schlenmigst anzuspringen, wenn ein Vorgesetzter in Sicht kam; er war dann ebenso geschäftig wie unterwürdig und hatte auf diese Weise bei seinen Vorgesetzten den Ruf eines tüchtigen, brauchbaren Menschen erlangt.

„Der Schafstoppf denkt, ich arbeite,“ pflegte er zu sagen, wenn er von den Besuchen des Direktors sprach. „So dummi!“

Sein Lohn war nur wenig höher als der eines ungelerten Fabrikarbeiters. Aber mit diesem Lohn ging er des Sonntags so regelmäßig in die Schenke zum Kartenspiel, wie er es sonst, da er noch aus den vollen Kassen des Vaters und des Schwiegervaters wirtschaften durfte, täglich getan hatte.

Zu Hause saß die Frau und wartete auf Geld. Stunde um Stunde. Sie wartete und sah immer wieder nach der Uhr, obwohl sie ganz genau wußte, daß er nicht kommen werde. Sie wußte auch, wo sie ihn finden konnte, aber ihn zu holen, schenkte sie sich. In ihr kämpften noch die verschiedensten Empfindungen miteinander. Ihre Ehe war ja noch so jung; die Liebe zum Manne war noch nicht erloschen in ihr. Selbst nur stark im Ertragen, geistig kaum den Kinderschuhen entwachsen, fühlte sie sich ebenso durch die Liebe wie durch die Schwäche an den Mann gefesselt. Wohl fing sie an, ihn zu misshandeln, aber dennoch war es zum Teil Rücksicht auf den Mann, die sie hinderte, ihn zu holen. Daneben gewiß auch Selbstachtung. Sie mochte ihre

Seelenangst, ihr Innerstes, sie mochte auch ihre hässlichen Verhältnisse nicht vor den Spielkompanen des Mannes, vor all den fremden Leuten in der Schenke enthüllen. Und am Ende Furcht vor ihm. Sie hatte es erfahren; denn einmal hatte sie es versucht. Da hatte er sie wirklich geschlagen. In der Schenke geschlagen, im Angesicht all der fremden Menschen. Sie empfand die furchtbare Demütigung, aber sie hatte nicht die Kraft gehabt, sich dagegen anzulehnen. Nur einer Wiederholung mochte sie sich nicht aussetzen. Dabei fühlte sie dunkel, daß auch er am Ende nicht aus bloßer Brutalität gehandelt haben mochte. Daß ihn die Frau aus der Mitte seiner Kompanen wegholen wollte, hatte er als eine Bloßstellung, als eine Verletzung seiner Herrenwürde empfunden; er schlug sie, weil sein verletzter Stolz kein anderes Mittel wußte, sich zu rechtfertigen. Das alles fühlte sie auch und fand das eigentlich natürlich und selbstverständlich. Denn daß ihr Mann ihr Herr sei, das zu bezweifeln, kam ihr nicht in den Sinn.

So zwischen Angst und Liebe, Furcht vor der Not und Mitleid auf den Mann hin und her schwankend, saß sie rat- und hilflos in ihrer Stube, bald weinend, bald wieder sich zusammenraffend, die Lippen fest aufeinander gepreßt, vor sich hinstarrend.

Je länger er blieb, das wußte sie, desto schlimmer stand es um sein Geld.

Donner spielte Stat. Keiner der Spieler hatte mehr als seinen Wochenlohn zu verspielen, auf den die Frau daheim sehnsüchtig wartete.

Die Eier nach Gewinn und eine Art Bedürfnis nach Nervenreizen gestaltete das Statspiel bei Donner und seinen Fremden zu einem Spiel um Ehre und Gewissen. Zu dem verhältnismäßig außerordentlich hohen Einsatz kamen noch allerlei raffinierte Zutaten, um das Spiel zu verteuern.

Man spielte „zu Sieben“. Zwei Spielergruppen kuppeln sich derart zusammen, daß jeder am Gewinn und Verlust des anderen Spielers mit beteiligt ist. Der siebente Mann als Kartengeber ermöglicht den Wechsel der Partnerschaft.

Der träge Schwächling Donner war am Spiel-tisch ein ganz anderer. Das Statspiel erfordert einige Aufmerksamkeit und etwas geistige Anstrengung, Gedächtnis und rasche Ueberlegung, einige Kombinationsgabe. Donner lebte im Reiche der Wenzel. Da war alle Trägheit, alle Schlafmüdigkeit aus ihm verschwunden, da glänzten die Augen, da waren alle seine Sinne wach. Mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte er jede Wendung des Spieles. Als ob er durch die Kartenblätter hindurchsähe, so genau erriet er nach den ersten Gängen des Spieles die Chancen der Gegner; als ob deren Karten vor ihm aufgedeckt lägen, so genau wußte er stets während des ganzen Spieles, was schon ausgespielt war, wie viel Augen er, wie viel die Gegenseite bekommen hatte.

Dabei spielten diese Spieler mit nervöser Eile. Kurz, hastig, abgerissen wurden die nötigen Fragen und Antworten, das Meizen oder Treiben und das Bleien erledigt. Da schwirrten die Solo, Null, Grand, das Schellen, Not, Grün, Gichel, das Schneiber und Schwarz nur so herunter. „Vorwärts, vorwärts!“ wurde der Bögerride angetrieben. Die zehn Stiche waren im Nu heruntergespielt, die oft schwierige Berechnung des Spielpreises war mit rascher Sicherheit ausgeführt und eilig wurde ein neues Spiel gemischt. Wer die Karte vergab, mußte Strafe zahlen.

So hegen sie von Spiel zu Spiel; Stunde um Stunde verrinnt, und je länger sie spielen, um so gieriger, um so erregter werden sie. Diese Spieler trinken nicht; nur dann und wann einen Schluck. Aber sie betrinken sich nicht. Das Spiel nimmt

sie gefangen und sie wissen auch, daß sie klare Sinne brauchen zu ihrem Spiel.

Mitternacht ist längst vorüber, der Sonntag ist angebrochen, die meisten Gäste haben sich entfernt, der Wirt sitzt in einem Winkel und schläft, nur die Spieler sind wach. Aber nur wach für ihre Karten, für ihr Spiel; sonst hören und sehen sie nichts.

Donner verliert. Sein Wochenlohn, von dem die Familie sieben Tage lang leben sollte, ist verspielt.

Mit finsternen Blicken und fest aufeinandergepreßten Zähnen starrt er auf das Spiel und stößt nur zischend die nötigen Fragen und Antworten heraus. Er muß weiterspielen. An die Folgen seines Verlustes sicut die Familie denkt er nicht. Nur daß er Verlierer und nicht Gewinner ist, daß er unglücklich hat, macht ihn ärgertlich, finster, zornig.

Aber das Glück wird sich wenden; nur weiter spielen. Er leiht Geld vom Wirte.

Der Morgen scheint durchs Fenster und auch das geklehene Geld ist verspielt. Die Gewinner drängen allmählich zum Ausbruch. Vorsichtig. Es verflößt gegen die Spielerehre, daß der Gewinner aufhört. Aber nach durchspielter Nacht, der ein Arbeitstag vorhergegangen, lassen die überreizten Nerven endlich nach, die Sinne werden schlaffer, man wird milde.

Donner läßt nicht nach. Der Wirt muß starken Kaffee kochen. Geld leiht er ihm nicht mehr, aber Donner wird beweisen, daß er kein Lump ist. Er schickt einen Boten zu seiner Frau, die goldene Uhr zu holen, die er noch aus der Zeit der Meisterherrlichkeit geerbt hat. Er wird sie zum Pfande geben, um neuen Kredit zu haben.

Entsetzt starrt die Frau den Boten an, als dieser seinen Auftrag ausgerichtet. Dann rafft sie sich auf, Born faßt sie und macht sich in einem prasselnden Hagel von Schimpfworten Luft, die wahllos dem Boten, ihrem Manne, den Mitspielern, dem Wirte und zuletzt allen Männern gelten. Der Bote muß unverrichteter Sache umkehren. Donner muß das Spiel aufgeben. Er geht nach Hause. Groß über den Verlust, der allmählich aufsteigende moralische Kagenjammer mischen sich in ihm mit dem Born über die Frau, die sich seinem Verlangen widersetzt hat, die ihn nicht nur in seiner Herrenwürde tief verletzte, die auch schuld ist, daß er seinen Verlust nicht wieder einholen kann. Die Frau ist überhaupt ganz allein schuld an dem Verlust; hätte sie ihm bloß die Uhr geschickt, dann hätte er alles wiedergewonnen! Sie ist schuld daran, daß nun die ganze Woche auf Borg gelebt werden muß. „Geschicht ihr ganz recht; sie mag sehen, wo sie was geborgt kriegt!“

So redet er sich allmählich in einen Born gegen die Frau hinein, und so kommt er nach Hause.

„Kommst Du endlich, Du Lump? Wo ist mein Wirtschaftsgeld? Verspielt wieder alles! Lump! Und dann noch die goldene Uhr hergeben zum Verspielen. So dummi mißt' ich sein. Die ganze Woche geb' ich Dir nichts zu essen! Geh' Du zu den Leuten borgen, ich geh' nicht!“

So empfängt sie ihn schreiend. Mit Vorwürfen, daß sie ihn blamiert habe, mit Schlägeandrohungen antwortet er. Aber schließlich siegt die durch die Berechtigung ihres Bornes gesteigerte, moralische Kraft der schwachen Frau über den Mann, bei dem sich die Abspannung nach den Aufregungen der Nacht geltend macht. Er sinkt in seine träge Schwäche zurück und sucht das Bett auf.

Matt, ohne Erholung gefunden zu haben, steht er am Nachmittag auf. Jetzt kommt ihm erst das Verwerfliche seiner Handlungsweise zum Bewußtsein. Beschämt, vollkommen geknickt betritt er die Wohnstube und setzt sich in eine Ecke. Schweigend sitzen beide lange Zeit.

(Schluß folgt.)

Licht!

Hans Peter, lösch' nicht aus das Licht,
Hans Peter, stell' mir's vors Gesicht,
Der Tod ist schwarz, wie Nacht so dicht.
Ich aber seh' das weisse Licht,
Hans Peter, ich will noch nicht sterben.

So lang' ich seh' den hellen Schein,
So lang' kommt nicht der Tod herein,
Hans Peter, Sorge für Lichter dann
Und stecke immer neue an.
Hans Peter, ich will noch nicht sterben!

Das letzte Kerzenend' hast Du?
Der Krämer hat schon lange zu?
Hans Peter, such' in Hof und Haus,
So lange hält das Stümpfchen aus.
Hans Peter, ich will noch nicht sterben!

Hans Peter kehrte mit leerer Hand,
Da war das Lichtlein ausgebrannt.
Hans Peter faltet die Hände sein
Und betet um einen Gnadenschein;
Da flog ein Sonnenstrahl herein,
D'rauf kam der Tod geritten... Leo Heller.

Als der Frühling kam... Den Winter über hatte er im Dorf gearbeitet. Er war kein Spieler und kein Trinker. Auch kein Schürzenjäger. Und doch hatte ihm's die Marie angetan.

Er hatte sich's ja fest vorgenommen, zu bleiben. Aber die Wanderlust war stärker als die Liebe.

Als um Achtermittwoch herum der erste Frühling seine lichtgrünen Wimpel hülte und die Farnen in einen blauen Dunst hüllte, da wurde es ihm so müde in allen Gliedern. Und eine Traurigkeit überkam ihn, der doch Grund genug hatte, mit leuchtenden, lachenden Augen in all das Werden hinauszuschauen.

Die Marie war klüger als er. Sie wusste, wo's ihm saß. Und war lieb zu ihm und sprach mit guten Worten auf ihn ein. Mit Gewalt wollte sie ihn nicht lassen. Er meinte es ja ehrlich und treu mit ihr, dessen sei sie sicher. Da solle er nur ziehen und sich einen Sommer lang noch umschauen in der Welt.

Erst widersprach er ihr. Dann aber wurde er stiller und seine Gegenrede verlor an Heftigkeit. So wusste die Marie, daß sie recht getan. Streichelnd führen ihre Finger ihm durchs Haar, ihre Augen lachten, aber um den Mund zitterte es einen Augenblick wie verhaltenes Weinen.

Gestern hatte er ihr's nun gesagt, daß er heute wandern wolle; er hielt es nicht länger aus. Geantwortet hatte sie nichts darauf, nur ihm ein paar Mal zugenickt.

Und kein Schlaf war die Nacht über auf ihre Augen gekommen.

An der Schlehdornhecke hinter dem Chauffeehaus hatten sie das letzte Weisamensein verabredet.

Als die Marie kam, scheuchte der Morgen gerade die Nacht von den braunen Schollen. Die dampften im ersten Sonnenstrahl. Um die gefleckten Stämme der Birken wand sich in weißen Schwaden der Nebel.

Die Pappeln standen fröstelnd im Frühlicht und ein paar Stare jagten sich um Heden und Buschwerk.

Das Mädchen lugte die Straße hinunter. Die Hände hielt sie unter der blauen Schürze und der Morgenwind zerrte ihr ein paar blonde Strähnen unter dem braunen Kopftuch hervor.

Dort hinten kam er. Da wurde ihr schwer ums Herz. Und ging ihm doch entgegen und griff nach seiner Hand.

Die Stare jagten noch immer um die Hecke. Aber die Kronen der Birken rötete nun ein feiner Hauch, und die Pappeln schimmerten in der Morgensonne, als trügen sie graue Seide. Ganz hinten säumte ein Wald mit blauem Strich das braune Schollenland.

Als die Sonne über die Spitzen der Pappeln gestiegen war, da ließ sie seine Hand. Und sah ihm nur in die Augen, in denen heute wieder der alte, frohe Glanz lag.

„Wirst wiederkommen, Franz?“ Er nickte nur. Seine Hand lag auf ihrem Scheitel. Das Kopftuch hatte sie zurückgeschoben. „Dann geh! Und vergiß mich nicht!“ Er wollte sie an sich ziehen.

Aber die Marie entwand sich ihm, zog sich das Kopftuch zurecht und schritt dem Dorfe zu. Die Augen waren ihr groß und trocken. Nur die Nasenflügel zuckten leicht, und die Lippen lagen fest aufeinander.

Auf der Höhe wandte sie sich. Dort hinten zog er die Straße.

Ob er ihr nachgeschaut? Mitten durch Sonne ging er. Glühend lag es auf den blanken Ruten der Pappeln, die groß und starr den Weg säumten, den das wandernde Menschlein ging.

Und nun wusste sie, daß er ihr nimmer wiedersehen würde. Vergessen würde er sie nie. Aber die Welt war ihm mehr als die Liebe.

Den Kopf gesenkt, mit müden Augen und schweren Füßen schlich sie ins Dorf zurück.

Und hinter ihr jagten die Stare noch immer um die Hecke, die voll dicker, brauner Knospen stand.

Knospenfressende Vögel. Es ist oft beobachtet worden, daß Vögel Knospen von Obstbäumen und Beerensträuchern abfressen und dadurch in manchen Gärten einen ganz bedeutenden Schaden anrichten.

Alle Mittel sind dagegen erfolglos. Jetzt dürfte nach einer sehr einleuchtenden Auseinandersetzung im „Prakt. Ratgeber“ sowohl die Ursache, als auch ein Mittel zur Verhütung des Knospenfressens durch Vögel gefunden sein. Unter den körnerfressenden Vögeln sind es die Spagen, die Finken und die Ammern, welche sich an Knospen vergreifen.

Alle halten sich aber nur an die kleinen, rindlichen Knospen des Steinobstes und der Beerensträucher, besonders der Pflaumen und Johannisbeeren. Diese Vögel picken die Knospen ab und verschlucken sie, ohne sie zu zerbeißen. Die Knospen des Kernobstes verschonen sie, möglicherweise deshalb, weil sie ihnen zu groß sind.

Außerdem sind die erwähnten Vögel zu ungeschickt, als daß sie die Knospen an schwankenden Zweigen oder an Unterseiten von Ästen abfressen könnten. Jene fallen ihnen daher nur insoweit zum Opfer, als sie von den Vögeln bei bequemem Stande erreicht werden können.

Von den insektenfressenden Vögeln sind es die Meisen, welche Knospen verzehren. Und zwar nehmen sie nicht mit den kleineren vorlieb, sondern gehen gerade an die großen, schwellenden Knospen der Birnbäume und Apfelbäume und zerhacken sie vollständig. Die Meisen können an jede Knospe heran, da sie sich an dem dünnsten Zweige in verkehrter Stellung anhängen können.

Man hat gemeint, daß die Meisen, diese sonst so nützlichen Tiere, die Knospen auseinanderzupfen, um darin enthaltene Eier oder Raupen zu suchen. Allein das ist nicht richtig, die Knospen werden ohne Rücksicht auf ihren Gehalt zerhackt und gefressen. Wertwüdig bleibt es aber, daß solche insektenfressenden Vögel wie die Meisen sich gerade eine so gesunde vegetabilische Kost aussuchen.

Es war auch geäußert worden, daß die Tiere durch Durst zu dem zerstörungswerk getrieben würden. Allein dieses wird auch dann vorgekommen, wenn ihnen ein ganz klares Gewässer jederzeit zur Verfügung steht. Es ist nicht der Durst, sondern, wie jetzt durch Beobachtungen und Versuche festgestellt wurde, der Hunger, der die Vögel zur Vernichtung der Knospen treibt.

Im Winter werden die Vögel von vor sorglichen Leuten gefüttert, es gibt zu dieser Jahreszeit aber, wenn nicht gerade Schnee oder Raureif alle Nahrungsquellen verstopft, an Baumrinden, in allerhand Schlupfwinkeln, noch Insektennahrung genug. Erst nach dem Winter stellt sich hier meist die wahre Hungernot für die Vögel ein. Denn dann ist alles aufgezehrt, was aufzuzehren war, und im ersten Frühjahr denkt kein mitleidiger Vogelfreund mehr daran, den Tieren einiges Futter zu verabreichen.

Wenn Ende März oder Anfang April durch kaltes Wetter die Entwicklung der Insekten zurückgehalten wird, so geraten die Vögel in ernste Not, und sie vergreifen sich an den Knospen. Nun wurde, um die Wichtigkeit dieser Erwägung zu prüfen, in die Nähe von Obstpyramiden, an denen die Meisen eben ihre Zerstörungsarbeit beginnen wollten, eine Speckscheibe gehängt. Sofort fielen die Tiere über diese her und verschonten die Knospen.

Einige Tage darauf wurde indes von neuem eine Zerstörung von Knospen konstatiert. Das lag aber daran, daß der Speck eine Menge Meisen herbeigelockt hatte. Zwei Tiere konnten jedoch nur an die Delikatesse heran, während die anderen zusehen mußten und ihren knurrenden Magen nun erst recht mit Knospen füllten. Darauf wurde der Speck in mehrere Teile geschnitten, und nun hörte das Knospenfressen ein für allemal auf.

Als es wärmer wurde, ließen die Meisen aber auch den Speck in Ruhe und suchten sich nun ihr naturgemäßes Futter: Insekten aller Art und deren Brut. Um also ein Ab-

beissen der Knospen durch Vögel im Frühjahr zu vermeiden, wird es das beste sein, den Tieren auch zu dieser Jahreszeit etwas Futter zu verabreichen.

Bedingungen des Blühens. Vor einigen Jahren war es Georg Klebs gelungen, Algen und Pilze durch richtige Ernährung in steter Vegetation zu halten, ohne daß diese Gewächse je Vermehrungsorgane ausbildeten. Jetzt hat derselbe Forscher die Bedingungen untersucht („Biolog. Zentralblatt“) unter denen die höheren Pflanzen Blüten entwickeln.

Während aber bisher mit Pflanzen experimentiert wurde, die bereits einen Blütenansatz zeigten, sucht Klebs im Gegenteil jene in stetem Wachstum zu erhalten und die Bedingungen zu studieren, unter denen sie zur Blütenbildung neigen. Wirklich gelang es ihm, bei manchen Pflanzen, bei der Gabelweide und dem Sempervivum Funkii, das Blühen jahrelang zu unterdrücken, es dann aber durch bestimmte Einwirkungen willkürlich hervorzurufen.

Es geht daraus hervor, daß die Pflanzen nicht in einem gewissen Alter oder zu einer bestimmten Zeit aus innerlichen Gründen sich zur Bildung von Blüten anschicken, sondern daß gewisse äußere Bedingungen erfüllt sein müssen, damit das Blühen eintritt. Zwei große Faktoren begünstigen das letztere besonders: eine helle Beleuchtung und eine Herabsetzung der Trockenheit.

Im Schatten blühen die Blumen in der Regel nicht, und auch in feuchter Luft wachsen sie üppig weiter, ohne zur Blütenbildung zu schreiten. Das weiß jeder Gärtner, jeder Gartenfreund und Blumenliebhaber. Das Bedürfnis an Licht, das zur Hervorrufung von Blüten nötig ist, variiert indes bei den einzelnen Pflanzen stark. Nach früheren Versuchen sollten die ultravioletten Strahlen des Blühen besonders begünstigen, doch haben die Experimente von Klebs das Ergebnis jener früheren Versuche nicht bestätigt. Daß Pflanzen in feuchter Luft nicht zum Blühen gelangen, ebenso wenig wie unter Wasser, kann nicht an Lichtmangel in der feuchten Umgebung liegen. Denn auch bei reichlicher Beleuchtung kommen in solchem Medium kultivierte Gewächse nicht zum Blühen.

Die Vermutung liegt wahrscheinlich in einer Verminderung der Transpiration; dadurch wird der überflüssige Wassergehalt in den Geweben zurückgehalten und der Gaswechsel behindert. Nach Klebs Anschauung sind es nämlich nicht gewisse Blütenstoffe, welche bei hellem Licht und Trockenheit, sowie bei Einwirkung gewisser Faktoren erzeugt werden, sondern vielmehr wird dadurch eine große Konzentration der Nährstoffe hervorgerufen, welche der Blütenbildung günstig ist. Bei feuchter Luft, wo die Zellen sich mit Wasser prall vollfüllen, kann diese Konzentration nicht eintreten. Sie macht sich dagegen geltend, wenn Trockenheit eintritt. Eine Verminderung der Nährstoffaufnahme wirkt im gleichen Sinne. In der Praxis ist es bekannt, daß Pflanzen auf sehr gut gedüngtem Boden üppig „ins Kraut schießen“, aber nicht oder wenig blühen. Dagegen wird durch Abstrechen der Wurzeln, durch das sogenannte Ringeln an Obstbäumen eine Ernährungsstörung hervorgerufen, welche die Pflanzen zum Blühen zwingt. Auch niedere Temperatur begünstigt die Blütenbildung und sicher ebenfalls aus dem Grunde, weil dadurch die Ernährungsprozesse ins Stocken geraten. Allerdings blühen die Pflanzen in allen diesen Fällen nur dann, wenn eine genügende Ernährung vorangegangen ist. Durch die Einschränkung der Nahrungsaufnahme wird natürlich auch die Aufnahme von Flüssigkeit und von unorganischen Stoffen vermindert. Das Wasser verdunstet durch Transpiration. Daher tritt eine Konzentration von organischen Stoffen ein. So entscheidet nach der Ansicht von Klebs die Außenwelt, ob überhaupt und zu welcher Zeit und in welchem Grade die Fortpflanzung an die Stelle des vegetativen Wachstums tritt. Eichen, die für gewöhnlich erst nach 60 Jahren Blüten erzeugen, können unter günstigen Umständen schon in ihrem ersten Lebensjahre blühen. Und daselbe gilt von der sogenannten 100jährigen Aloe, die bei uns erst nach 40-60, wenn nicht oft wirklich nach 100 Jahren ihren imposanten Blüten-schaft entwickelt.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstrasse 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten! Hierzu eine Anzeigen-Beilage.